Tages Woche

Freitag 25.9.2015 5. Jahrgang 5.–
www.tageswoche.ch
Nr. 39
Gerbergasse 30
4001 Basel
T 061 561 61 61

9 772235 224407

Conex 15

Die Armee übt Hilfseinsätze für zivile Einrichtungen und gewöhnt die Bevölkerung an Militär im Alltag.

Seite 6

ZU UNSEREM SCHUTZ

FOTO: KEYSTONE

Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Life Sciences

Studieren, um die Welt zu verändern? Mach den Bachelor in Life Sciences!

Biomedizinische Informatik I Medizinaltechnologie I Pharmatechnologie
Umwelttechnologie I Molekulare Bioanalytik I Chemie

www.fhnw.ch/hls

INHALT

Alain Claude Sulzer

FOTO: NILS FISCH

«Ich finde, als Leser kann man alles interpretieren.» Alain Claude Sulzer redet über sein neues Buch und das langweiligste Roman-Thema überhaupt: die grosse Liebe.

Seite 16

Kulturvertrag

FOTO: UWE HEINRICH

Baselland halbiert seine Beiträge und gefährdet 16 Basler Institutionen.

Seite 14

«Smart Cities»

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

MIT-Professorin Amy Glasmeier über Rezepte für die Zukunft der Städte.

Seite 38

Homosexualität

Warum Schwule und Lesben auch heute noch eigene Sportvereine brauchen.

Seite 31

Ilenia Toma	S. 4
Bestattungen	S. 30
Kulturflash	S. 37
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46

ANZEIGE

Reto Aschwanden
Produktionsleiter

Die Militarisierung des Alltags

Lorenz Widmer ist einer der Soldaten, die für die Truppenübung Conex 15 aufgeboten wurden. Den Dienst leistete er im Uni-Spital. Sein Alltag unterschied sich während der Übung nicht gross von seiner zivilen Tätigkeit – er ist Pflegefachmann. «Das ist für einmal ein sinnvoller WK», findet er.

Ein sinnvoller Einsatz. Es ist doch gescheiter, die Armee übt, wie sie Spitäler und andere lebenswichtige Einrichtungen unterstützen kann, statt dass sie Kriegsspiele veranstaltet. Eine Passantin an der Grenze zu Frankreich begrüsste es ausdrücklich, dass die Kontrolle angesichts der Flüchtlingsströme verstärkt werde. Doch darum ging es gar nicht. Noch nicht.

Zivile Einsätze der Armee nehmen zu. Vor zwei Jahren unterstützten Militärpolizisten die Baselbieter Sicherheitskräfte im Kampf gegen Einbrecher. Was kommt als Nächstes? Soldaten, die Hunde auf Sprayer hetzen, wie es dieser Tage in Muttenz übungshalber geschehen ist?

Das Militär ist ein Instrument für bewaffnete Auseinandersetzungen. Wenn es im Rahmen der «Weiterentwicklung der Armee» immer öfter zur Unterstützung ziviler Einrichtungen abkommandiert wird, stärkt das nicht nur die Legitimation einer teuren Einrichtung. Es führt auch zu einer Militarisierung unseres Alltags. Wenn es nur darum ginge, Spitäler und andere Infrastrukturen im Notfall zu schützen, könnte man auch in die Krisenresistenz ziviler Institutionen investieren.

Stattdessen erleben wir seit Jahren Sparprogramme. Bund und Kantone bauen Leistungen ab. Basel-Stadt setzt dabei auch bei der Polizei, also den zivilen Sicherheitskräften, den Rotstift an.

Sicherheit gewähren zivile Einrichtungen, die auch in schwierigen Situationen funktionieren. Ein Land mit einer stabilen Infrastruktur braucht keine Armee, die in Friedenszeiten als Retter in der Not auftritt.

tageswoche.ch/+jde34 ×

Weiterlesen, S. 6

Ein Roadtrip durchs Conex-Land, tageswoche.ch/+aengz

Weiterlesen, S. 13

Der Krieger als Helfer tageswoche.ch/+awouo

Ilenia Toma

von Lucas Huber

Was Ilenia Toma trägt, wird ihr zur Verfügung gestellt. Die Birsfelderin, die man besser als ilivanilli kennt, ist Bloggerin. Bald schon will sie davon leben.

Die Kellnerin serviert den Kaffee samt Keks und Wasserglas auf einem Schiefertablett. Ilenia Toma und Jen Ries grinsen sich an: «Mega schön.» Schon verrenken sie sich mit ihren Smartphones, suchen den besten Winkel, knipsen. Sekunden später ist das beste Bild auf Instagram, #ilivanilli, 19 000 Follower. Alles fotografieren, sagt Ilenia grinsend, das gehöre dazu.

Ilenia Toma, die in Birsfelden aufwuchs und da immer noch lebt, Mutter Französin, Vater Italiener, ist Bloggerin für Mode und Design. Nicht nur hobbymässig, sondern richtig. Zwar hat sie noch einen «day job», wie sie ihren Beruf nennt: Sie führt einen Coiffeur-Salon mit ihrer Mutter. Doch wenn ihre Pläne aufgehen, lebt sie schon bald vom Bloggen – «und Coiffeuse bin ich dann nur noch als Hobby».

Nicht alles geschenkt

Eben erst hat sie einen grossen Schritt dafür getan: das Redesign ihrer Website, ilivanilli.com. Als sie vor vier Jahren zu bloggen begann, hatte sie von Computern keine Ahnung, ihre erste Site, sagt sie, sei dilettantisch gewesen.

Auf ihrem Blog schreibt sie über Mode und Accessoires, über Schuhe und auch Kosmetika. Mal kann sie die beworbenen Artikel behalten, mal nicht. Manches kauft sie sich durchaus noch selbst, die Bluse von Isabel Marant oder die Tasche von Céline etwa. Doch das meiste, das Ilenia trägt, erhält sie geschenkt, zugestellt per Post oder überreicht an einer Fashion Week, zu denen sie immer öfter eingeladen wird.

«Alles ist ein Laufsteg für mich.»

Mit dem Mode-Brand Tommy Hilfiger hatte sie ihre erste grosse Kooperation. Sie bekommt auch Tees und Peelings zugesandt, Sonnenbrillen und natürlich Kleider, alles stets unverbindlich. «Was mir nicht entspricht, zeige ich nicht, ganz einfach.»

Ihr Hashtag ist zu einem Markenzeichen geworden. Ilenia hat sogar einen Hashtag tätowiert, auf der Innenseite ihres linken Oberarms, dahinter das Datum, an dem Simon Nygard ihr Boyfriend wurde. In Schnörkelschrift steht darunter «ilivanilli»,

Ilenia Toma in ihrem Allerheiligsten, fotografiert von Freundin und Fotografin Jen Ries. FOTO: JEN RIES

auf dem Oberschenkel trägt sie eine Rose aus Tinte, am Handgelenk ihr Sternzeichen.

Simon ist Finne, Model, Schmuckdesigner; kennengelernt haben sie sich über Instagram. «Zusammen bilden wir eine Symbiose», sagt Ilenia, die seinen Schmuck trägt, er die Frisur, die sie ihm verpasst, und Jen Ries, die Fotografin aus Liestal, fotografiert das alles. Auch das: eine Symbiose, die als Kooperation begann und in eine dicke Freundschaft mündete.

Zum Star geboren?

Ilenia sagt: «Alles ist ein Laufsteg für mich.» Nun könnte man meinen, sie trüge die Nase etwas hoch. Doch damit täte man Ilenia unrecht. Extrovertiert, das ist sie auf jeden Fall. Sie zeigt sich gern – und das selbstbewusst. Doch gelingt ihr der Gang auf dem schmalen Grat zwischen Mädchen von nebenan und Fashionista spielend. Sie gibt nicht vor zu sein, was sie nicht ist.

Noch erhält sie kaum Honorare für die Promotion in ihrem Blog und auf Instagram, doch das soll sich bald ändern. «Ich will in der obersten Liga mitspielen», verrät sie dann, der Kaffee ist längst kalt, so sehr hat sie sich in Wallung geredet. «Ich will davon leben können, um die Welt reisen, geniessen – und dabei ich selbst bleiben.» Darum schrieb sie auch von Anfang an stets auf Englisch. Nach und nach sprangen immer mehr Firmen auf den Ilenia-Zug.

Dass das funktionieren kann, beweisen Dutzende Blogger rund um den Globus, manch einer ist dadurch zum Hashtag-Millionär geworden. Das würde sie in Kauf nehmen, selbstredend, doch darum geht es ihr nicht. Sie sucht weniger die Anerkennung als das Abenteuer, weniger den Ruhm, als dass sie einen Ort hat, ihre Inspiration auszuleben.

Wenn Ilenia als Kind gefragt wurde, was sie werden wolle, wenn sie einmal gross sei, so lautete die Antwort immer gleich: ein Star. Ob das klappen wird? «Klar», schiesst es aus ihr heraus, «und wenn nicht, bin ich wenigstens eine Verliererin, die es versucht hat.» So geradlinig ist sie in allem, was sie anpackt. Schliesslich träumt sie nachts sogar vom Bloggen. Und das – träumen wie bloggen – sei grenzenlos.

tageswoche.ch/+rge1h ×

Blog Launch Event, Samstag, 3. Oktober 2015, Roxy Bar Birsfelden, 16 Uhr. Offen für jedermann.

Conex 15

An der Grenze, im Spital und im Auhafen: Zehn Tage lang prägten Soldaten den Alltag in der Region Basel. Was tun die eigentlich? Eine Streifzug von Übungsplatz zu Übungsplatz.

UNTERWEGS IM CONEX-LAND

Helm auf und aufräumen: Soldaten üben die Reparatur zerstörter Infrastruktur. FOTO: KEYSTONE

Clash der Kulturen: Bevor das Militär in Muttenz seine Ausstellung zeigt, waren in der alten Fabrikhalle Sprayer am Werk. FOTOS: JONAS GRIEDER

Von Renato Beck und Felix Michel

Dienstagmorgen, 7.30 Uhr, Grenzübertritt Schweiz–Frankreich in Allschwil. Marie Stierlin kommt zu Fuss von der französischen Seite her, sie überholt einen Wagen nach dem anderen. Die Automobilisten müssen sich gedulden, bis ihnen Einlass in die Schweiz gewährt wird. Vor dem Zollhäuschen stehen Soldaten in grüner Tarnuniform, sie haben eine orange Leuchtweste übergestreift, die Gewehre baumeln an den Schultern.

Wissen Sie, weshalb die Soldaten da stehen, Frau Stierlin?

Marie Stierlin: «Ich finde es gut, dass die Soldaten da stehen und dass die Grenzen wegen der Flüchtlingsströme verstärkt worden sind.»

Es handelt sich um eine Übung. Nächste Woche sind die Soldaten wieder zu Hause.

Das scheint Frau Stierlin zu enttäuschen. Sie überquert dann vom Militär unbeachtet die Grenze. Die Wagen aber halten die Soldaten allesamt an, fragen, ob verzollbare Ware mitgeführt werde. Einzelne Autos werden herausgewinkt, mit der Taschenlampe ausgeleuchtet und durchsucht. Einzelne Autos wenden, sobald sie das Militär erblicken.

Volltruppenübung Conex 15 in der Region Basel. Die TagesWoche ist mit dem Auto unterwegs auf einer kleinen Rundreise durchs Conex-Land. Nachschauen, was passiert, überprüfen, ob das Unbehagen im Vorfeld berechtigt war.

Die Flüchtlingskrise als Travestie

Wie viel Kritik hatte es doch gegeben. SP-Nationalrätin Silvia Schenker sagte: «Mit diesem Szenario sind Assoziationen zur aktuellen Situation viel zu schnell gemacht. In den Köpfen mancher Involvierter – aufseiten der Soldaten und der Bevölkerung – können Flüchtlinge so als Gefahr wahrgenommen werden statt als schutzbedürftige Menschen.»

Man störte sich an der Geschichte, die das Militär in Basel erzählen wollte, am Plot des Einsatzes. Europa zerfällt, Flüchtlinge ziehen unkontrolliert umher. In der Schweiz kommt es zu Sabotageakten, Anlagen werden zerstört, Rohstoffe entwendet. Eine düstere Vision: das heutige Europa mit seiner Flüchtlingskrise in einer «Mad Max»-Travestie. Und das Militär als Retter in der Not.

Divisionär Andreas Bölsterli, oberster Militär der für die Übung verantwortlichen Territorialregion 2, beteuerte, das Szenario habe mit dem eigentlichen Drehbuch doch gar nichts zu tun. Es sei bereits vor drei Jahren skizziert worden, zu Planungszwecken. Geübt werde die Zusammenarbeit mit zivilen Behörden. Wie das die Kritik entkräften sollte, bleibt ein Militärgeheimnis.

Bölsterli gibt der TagesWoche während des Roadtrips durchs Conex-Land ein Interview.

Wurde die Übung der Bevölkerung deutlich genug erklärt? Wir waren am Zoll und haben mit Leuten gesprochen, die dachten, es handle sich um einen Einsatz wegen der Flüchtlingsströme.

Andreas Bölsterli: Das ist definitiv falsch. Wie wir mehrfach versucht haben zu erklären, auch an der Medienkonferenz vom 15. September, geht es nur darum, das Grenzwachtkorps im heutigen Alltag zu unterstützen. Verantwortlich für den Eintritt in die Schweiz, für die Identifikation, ist immer das Grenzwachtkorps. Nicht der Soldat. Die Übung war überhaupt nicht auf Flüchtlinge ausgelegt. Die Soldaten haben gefragt, wie viele Kilo Fleisch gekauft wurden.

War es ein Fehler, das Szenario so prominent zu verkünden?

Es war definitiv kein Fehler. Das Szenario beschreibt eine Realität, die eintreten kann. Wir waren jetzt einfach näher an der Realität, als wir das beabsichtigt hatten. Das wird jetzt seitens der Medien als Chance genutzt, um Meinungen kundzutun.

Auch die nächste Generation braucht Soldaten. Darum wird der Nachwuchs altersgerecht ans Militär herangeführt.

Meinungen begleiten die Conex-Übung, wo immer die Soldaten stehen. «Das nervt manchmal schon», sagt eine Pflegerin im Unispital. Neben Praktikanten und neuen Teammitgliedern verlangen nun auch die zugeteilten Soldaten nach ihrer Aufmerksamkeit, die eigentlich den Patienten gelten soll. 150 Sanitäts- und Spitalsoldaten leisten während zehn Tagen übers ganze Unispital verteilt Dienst. Zuvor hatte sich die komplette Truppe im unterirdischen Notspital der Uniklinik auf den Einsatz vorbereitet.

Zumindest auf der Medizin 5.1 profitiert man vom Einsatz. Das sagt jedenfalls Steven Rodoni, Pflegefachmann. Auf der Station werden Patienten mit Herz-, Kreislauf- und Lungenproblemen behandelt. «Erst war ich sehr skeptisch», erzählt Rodoni. «Man hört ja viel über die Motivation von Soldaten im WK. Aber jetzt bin ich positiv überrascht. Die Jungs, die uns zugeteilt worden sind, kommen meist vom Fach und sind eine Hilfe.»

Realität statt zwei Wochen Bunker

Soldat Lorenz Widmer, 25, arbeitet während der Conex auf der Medizin 5.1 in der Pflege. Jeden Morgen verlässt er im Tarnanzug die Zivilschutzanlage bei der Messe, überquert den Rhein, betritt das Uni-Spital, hängt die Uniform in den Spind, zieht sich Spitalkleider an und tut das, was er auch tut, wenn er keinen Dienst leistet: Er pflegt Patienten. Ausserhalb des Militärs arbeitet Widmer als Pflegefachmann im Basler Merian-Iselin-Spital. «Ich bin jetzt nicht gerade pro Militär», sagt er, «aber das ist für einmal ein sinnvoller WK.» Das habe er auch seinem Umfeld erklärt, das wenig Verständnis für Conex habe. «Was wir hier tun, findet in der Realität statt, zwei Wochen in einem Bunker zu sitzen nicht.»

Hat es wenig Leute im Tram, darf der Soldat einsteigen, ansonsten muss er zu Fuss gehen.

Hat Widmer seine Tagespflicht erfüllt, schlüpft er wieder in den Kämpfer und macht sich auf den Weg zurück in die Unterkunft. Hat es wenig Leute im Tram, darf er einsteigen, ansonsten muss er zu Fuss gehen. Die Armee will den Einheimischen möglichst nicht auf die Nerven gehen. Nur einmal wurde gefahren, das war am Demo-Freitag. Mit einer Polizeieskorte seien sie zum Messeplatz verfrachtet worden, erzählt Widmer.

In der Zivilschutzanlage selber beginnt nach der Schicht die Aufbereitung des Erlebten. Die gestandenen Soldaten erklären den unerfahrenen Kollegen, wie man damit umgeht, Menschen leiden und sterben zu sehen. «Die Psychohygiene ist wichtig, ohne die kann die Belastung zu gross werden», sagt Widmer.

Eine Belastung der Bevölkerung durch die Übung kann Divisionär Andreas Bölsterli nicht feststellen. Er nimmt eine hohe Akzeptanz der Militärpräsenz wahr.

Woran machen Sie das fest? Haben Sie aus der Bevölkerung entsprechende Reaktionen erhalten?

Jeder Soldat hat Reaktionen bekommen, und diese waren positiv. Wenn ich daran denke, wie man mit den Leuten redet, gerade in Baselland und Solothurn, also dort, wo es um die Unterstützung der Grenzwache geht. Oder auch am Auhafen – dann sind das durchaus positive Resultate. Es gibt aber bei jedem Event den einen oder anderen, der eine kritische Stimme einbringt.

10.30 Uhr, Ankunft bei der Militär-Ausstellung (Expo) in Muttenz. Zwei Soldaten weisen uns einen Parkplatz zu, kurzer Disput zwischen den beiden, ob wir das Auto längs oder quer hinstellen sollen. Das Aus-

stellungsgelände ist eingezäunt. Eine Lautsprecherstimme schildert das Programm, die Hundevorführung finde in zehn Minuten statt, das Ganze werde in einer halben Stunde nochmals auf Englisch vorgetragen. Heute ist VIP-Tag, eine Schar geladener Gäste besucht die Expo, darunter Militärattachés aus 16 Ländern.

Am Vortrag demonstrierten auf dem Gelände Jungsozialisten, präsentierten Transparente gegen die Militärübung, blieben friedlich. Am vergangenen Freitag, 18. September, war das anders, es kam zu gewalttätigen Ausschreitungen in Basel.

Wie haben Sie diese Demo wahrgenommen, Herr Bölsterli?

Die Demo hat mich gestört. Nicht wegen der Demo als solcher, sondern weil es offensichtlich nicht möglich ist, zu erklären, was wir gemacht haben. Vielleicht will man das ja auch nicht. Eigentlich habe ich nichts gegen andere Meinungen, überhaupt nicht. Aber ich habe etwas dagegen, wenn man andere Meinungen nur mit Gewalt vertreten kann.

Inmitten des Expo-Geländes steht eine grosse Fabrikhalle. Die Buchstaben am Gebäude wurden weggekratzt, verblasst steht noch immer «Lastwagen-Terminal AG Muttenz». Wir treten ein. Ins Innere der Halle dringt kaum Licht, Festbänke wurden aufgestellt, das Militär besorgt das Catering: Schweinesteaks, Cervelats und Salate stehen auf dem Programm, der Gemüsespiess auf der Karte ist durchgestrichen. An den Wänden prangen Graffiti, Soldaten schreiten durch die Halle, die Szenerie erinnert an einen Ego-Shooter auf einer Spielkonsole.

Major Trueb findet es falsch, dass die Armee mit Krieg gleichgesetzt wird. Für ihn hat sie den Zweck, der zivilen Gesellschaft zu helfen.

Auf der anderen Seite der Halle wurde eine «Kinderkampfbahn» aufgestellt, gleich daneben das «Infanterie Foto-Shooting» mit Panzerfaust und Sturmgewehr. In einem langen grünen Zelt zeigt das Westschweizer Bataillon «Bat Car 14» seine Errungenschaften. Männer sitzen wie in einem Waffenladen hinterm Tresen, vor ihnen liegen Bubenträume aus Metall, sie reden über Tränengas. Auf einer Leinwand explodiert eine Granate, die Actionbilder der letzten Einsätze.

Neben den Infanteristen hat das Katastrophenhilfsbataillon sein Lager aufgeschlagen. Das neue Lenzsystem wird vorgestellt, die Pumpleistung sei enorm, sagt der zuständige Soldat nicht ohne Stolz.

In der Arena führt Adjutant Huber von der Hundetruppe die Vierbeiner vor. Er ruft das «grosse Spielzeug» auf den Teerplatz, ein Soldat im Schaumstoff-Schutzanzug. Das Szenario: Auf militärischem Sperrgebiet wird ein Sprayer entdeckt. Der Hund springt den Mann an, streckt ihn nieder und hält ihn bellend in Schach. Schäferhund Elvis ist ein Franzose, erklärt Adjutant Huber fast entschuldigend. Doch der Missstand ist bald behoben: Das Projekt «Schweizer Zucht» sei in vollem Gange.

«Haben Sie die Hunde gesehen?», will beim Hinausgehen aus dem Areal Major Emanuel Trueb wissen. Trueb ist Chef der Expo und ansonsten Leiter der Basler Stadtgärtnerei. Er bezeichnet sich zunächst als «Kurator der Ausstellung», verneint dann und sagt: «Das ist unpassend.»

Trueb versucht im Gespräch etwas ins rechte Licht zu rücken, von dem er glaubt, es sei verrutscht. Es sei falsch, dass die Armee mit Töten und Krieg gleichgesetzt werde, sagt er. Für ihn hat die Armee den Zweck, der zivilen Gesellschaft zu helfen. Egal, was passiere, die zivilen Behörden hätten stets das Sagen und die Armee sei immer subsidiär.

Tarnung ist für einen Soldaten zentral – speziell wenn man beim Simsen erwischt wird. FOTOS: JONAS GRIEDER

In der aktuellen Armeereform wird dieser Auftrag regional gedacht. Die «Weiterentwicklung der Armee» sieht vor, dass die militärischen Regionen, Territorialregionen genannt, stärker in den Kantonen verankert werden. Die Expo und auch die Conex 15 sind das Schaulaufen der Territorialregion 2, eine Demonstration ihrer Zusammenarbeit mit den lokalen Behörden und Institutionen.

Bilder wie aus der «Tagesschau»

Eine lokale Schutztruppe für eine lokale Bevölkerung. Trueb legt Wert auf den Unterschied zwischen der gesamten Schweizer Armee und der Territorialregion. «Man hat heute keinen Draht mehr zur Armee», sagt er. Die Expo soll diese Verbindung wiederherstellen, mit der Präsentation der regionalen Einheiten wie der Hundetruppe, den Infanteristen und dem Katastrophenhilfsbataillon. Doch das Interesse der Bevölkerung hält sich in Grenzen. Am Sonntag sei es voll gewesen, an den übrigen Tagen blieb der Andrang auf die Expo unter den Erwartungen.

Wir binden den Luftballon, den uns das Bat Car 14 freundlicherweise mitgegeben hat, an den Rückspiegel und verschieben, wie es im Armeejargon heisst. Nächster Stopp: Auhafen Muttenz, 14.00 Uhr. Gleich nach der Einfahrt ins Hafengelände sichtbare Militärpräsenz. Die Strasse wurde verengt, ein bewaffneter Soldat stoppt unser Fahrzeug. «Wohin wollen Sie?», begehrt er zu erfahren. «Einen Kaffee trinken gehen», antworten wir. «Dann trinkt einen für mich mit», sagt der Soldat und winkt uns durch.

Die Armee erzeugt einen kleinen Ausnahmezustand, um einen grossen zu simulieren. Und sorgt dafür, dass aus dem «Nie» ein «Möglich» wird.

Kampftruppen stehen an den Geleisen, Fahrzeuge sind unter Tarnnetzen versteckt. Das Übungsszenario im Auhafen lautet: Bewachung der Hafenanlage. Reisebusse kommen an, die Militärattachés steigen aus, um sich die Besetzung des Hafens aus der Nähe anzuschauen.

Während diese die Feinheiten des Einsatzes begutachten, kommt in uns ein Gefühl der Beklemmung hoch. Weil das Durchfahren der Checkpoints an Bilder aus der Hauptausgabe der «Tagesschau» erinnert. Weil die Armee hier nicht mehr Truebs Freund und Helfer ist oder der fleissige Pfleger im Uni-Spital, sondern gefühlt eine Besatzungsmacht. Sie mischt sich in den Gang der Dinge in unserer Region ein. Erzeugt einen kleinen Ausnahmezustand, um einen grossen zu simulieren. Und sorgt dafür, dass in den Köpfen der Menschen aus dem «Nie» ein «Möglich» wird.

Herr Bölsterli, an der ungarischen Grenze wird jetzt auch die Armee eingesetzt, um Flüchtlinge abzuwehren – wenn Sie diese Bilder sehen, geht Ihnen dann durch den Kopf: Können wir so etwas auch bewältigen?

Selbstverständlich gehen mir diese Bilder durch den Kopf. Sie machen mich auch betroffen. Man überlegt sich, was wäre die Möglichkeit hier. Aber ob und wenn ja, was, ist ein Entscheid der Politik. Da haben wir nichts zu sagen. Wenn unser Auftrag kommt, dann führen wir den aus.

14.30 Uhr, Kraftwerkinsel Birsfelden. Letzter Halt auf unserer kleinen Reise. Ein Soldat dreht sich eine Zigarette, sein Wachpartner schaut mit dem Feldstecher einem Mädchen nach. Warten auf etwas, das nie eintreten wird. Drei Zweierteams patrouillieren auf dem Stauwehr. Stellen keine Fragen, hindern niemanden am Passieren. Die Schweizer Armee ist dort, wo sie viele vermuten: in einer eigenen, merkwürdigen, aber harmlosen Welt.

tageswoche.ch/+aengz ×

Da kommt er extra angereist und dann schaut er doch lieber aufs Handy: polnischer VIP-Besucher in Muttenz.

Die wollen nur spielen. Welches fiktive Szenario hinter dieser Übung steckt, wissen wir allerdings nicht. FOTO: KEYSTONE

Militärübung

Die Kritik an der Conex 15 tobte sich auf Nebenschauplätzen aus. Statt über Inhalte wurde über fiktive Szenarien diskutiert.

Der Krieger als Helfer

von Matthias Oppliger

Die Demonstranten, die am Freitag letzter Woche beim Umzug «No Conex – No Borders» mitmarschierten, hatten verschiedene Slogans auf ihre Fahnen geschrieben: Man war gegen Gefängnisse, gegen Zäune, gegen Grenzen und gegen die Armee. Die Vagheit der Botschaft stand in scharfem Kontrast zur Vehemenz des Protests. Es flogen Steine, Flaschen und Knallkörper.

Klarer formuliert und sachlicher vorgetragen hat die Kritik das Bündnis Grüne BastA!. In einer Medienmitteilung riefen die beiden Parteien dazu auf, mit Peace-Fahnen ein Zeichen zu setzen gegen den «repressiven Charakter der Militärübung Conex 15». Ob militant oder zivilisiert, die Conex-Kritiker rieben sich vor allem am fiktiven Übungsszenario hinter Conex 15. Demzufolge steht Europa vor dem Zusammenbruch, Wirtschaftsnot, Ressourcenknappheit und unkontrollierbare Flüchtlingsströme sind die Folge davon.

Nun kann man sich gewiss über eine Übungsszenario enervieren, gerade wenn es von der Aktualität eingeholt wird. Was ist die politische Signalwirkung einer Militärübung an der Grenze, wenn im europäischen Ausland gerade die Armee eingesetzt wird, um Flüchtlinge vom eigenen Territorium fernzuhalten?

Subsidiäre Einsätze immer wichtiger

Substanzieller würde die Kritik jedoch, wenn sie sich um Inhalte drehen würde. Etwa darum, welchen Auftrag wir dem Militär geben wollen in einer Zeit, in der ein kriegerischer Konflikt gemäss Nachrichtendienst und Armeeführung «auf absehbare Zeit nicht wahrscheinlich» ist? In Bern beraten die Räte unter dem Titel «Weiterentwicklung der Armee» (WEA) über die nächste Armeereform. Ziel: eine Reduktion des Armeebestands auf 100 000 Soldaten und ein jährliches Kostendach von fünf Milliarden Franken.

Eine Übung wie Conex 15, in der die Armee stärker als sonst in die Öffentlichkeit tritt, wäre der ideale Zeitpunkt, um über diese Reform zu diskutieren. Die WEA sieht vor, dass die Armee in Krisenfällen künftig schneller einsatzbereit sein soll. Dank stärkerer regionaler Verankerung sollen die Kantone überdies einen direkteren Zugang zu ihrer Personalreserve bekommen. Zwar gehören die sogenannten subsidiären Einsätze schon länger zum Auftrag der Armee. In Basel war dies zuletzt während des OSZE-Gipfeltreffens der Fall. Mit der WEA bekommt dieser Leistungsauftrag jedoch neues Gewicht.

Weshalb muss die Armee weiter um Goodwill ringen, wenn sie sich doch als zuverlässiger Partner ziviler Behörden etablieren konnte?

Die Armee hat sich als Dienstleistungserbringer für zivile Behörden also bereits etabliert, die subsidiären Einsätze bleiben jedoch umstritten.

Auch in der Sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrates (SiK). Evi Allemann, Berner SP-Vertreterin und Mitglied der SiK, etwa schreibt auf Anfrage: «Zivile Aufgaben wie die Katastrophenhilfe und die innere Sicherheit sollen nicht militarisiert, sondern so weit als möglich von zivilen Kräften unter der Leitung ziviler Behörden gewährleistet werden.» Doch solange die Bundesverfassung vorsehe, dass das Militär die zivilen Behörden in besonderen Lagen unterstützen könne, sei es sicher sinnvoll, dies auch zu üben, erklärt Allemann. «Dazu braucht es aber weder ein Defilée noch eine derart aggressive PR-Kampagne, wie dies bei Conex 15 der Fall ist.»

Aus Sicht der Militärführung ist eine Übung wie Conex 15 eine einmalige Gelegenheit, sich der Öffentlichkeit als zuverlässiger Helfer in der Not zu präsentieren. Übungsleiter Divisionär Bölsterli, Kommandant der Territorialregion 2, lässt keine Gelegenheit aus, zu unterstreichen, wie reibungslos und konstruktiv die Zusammenarbeit in den einzelnen Teilübungen gelungen sei. An der Ausstellung in Muttenz durften sich Kind und Kegel von Hundeführern, Panzerfäusten und allerlei grimmigem Gefährt beeindrucken lassen. Conex 15 ist auch eine Charmeoffensive, ist auch ein Kampf um Legitimation.

Weshalb muss die Armee weiterhin um politischen Goodwill ringen, wenn sie sich doch in jahrelanger Erfahrung als zuverlässiger Partner etablieren konnte?

Personalreserve für Notlagen

Der Nationalrat, Politikwissenschaftler und TagesWoche-Kolumnist Andreas Gross ist als Mitbegründer der Gruppe Schweiz ohne Armee (GSoA) ein vehementer Armeekritiker. Für ihn besteht eine Unvereinbarkeit zwischen der Armee als Kampftruppe und der Armee als Katastrophenhelfer. «Die Armee steht für eine ganz bestimmte Form der Konfliktbearbeitung und -lösung, die wenig empathisch und rücksichtsvoll ist.»

Vielen Menschen graue deshalb vor dem Gedanken, Flüchtlinge durch Militärs betreuen zu lassen. Deshalb sei auch der Aufschrei über das Conex-Szenario derart laut gewesen, sagt Gross. Wer Probleme wie Ressourcenknappheit oder dynamische Flüchtlingsströme ernst nehme, «der weiss, dass die Armee bei deren Bewältigung mehr stört als hilft».

Die wirklich spannende Frage also ist, wie eine Armee aufgestellt sein soll, die sich sowohl für Kampfhandlungen als auch für Hilfsdienste bereit halten muss. Diese beiden Aufgaben unterscheiden sich stark, insbesondere in der Ausbildung. Reicht es aus, wenn die Armee in einer Notlage als reine Personalreserve bereitsteht? Oder müssten gewisse Aufgaben, wie zum Beispiel die Betreuung und Unterbringung von Flüchtlingen, nicht gezielt trainiert werden?

In drei Tagen zur Praxistauglichkeit

Bundesrat Ueli Maurer erklärte der «Ostschweiz am Sonntag» in einem Interview, die Soldaten seien nach nur drei Tagen Ausbildung bereit, den Grenzwächtern zur Hand zu gehen.

Für einen Verteidigungsminister, der das Schweizer Militär gern als «beste Armee der Welt» bezeichnete, mag eine solche Einschätzung realistisch wirken. Für alle anderen – und beileibe nicht nur Militärkritiker – bleibt die Frage: Was wollen wir künftig von der Armee, die uns jedes Jahr fünf Milliarden Franken kostet?

tageswoche.ch/+awouo ×

Kulturvertrag

Baselland will den Kulturvertrag mit Basel-Stadt kündigen und Beiträge halbieren – das trifft 16 Institutionen.

Existenzielle Bedrohung

von Dominique Spirgi

Wer noch darauf gehofft hatte, dass es sich vielleicht nur um eine vage Idee handelt, wurde enttäuscht. An einer gemeinsamen Sitzung mit der baselstädtischen Regierung bestätigte die Baselbieter Exekutive ihre Absicht, den Kulturvertrag aus dem Jahr 1997 zu kündigen beziehungsweise die darin festgelegten Beiträge an kulturelle Zentrumsinstitutionen in Basel-Stadt von heute knapp zehn auf fünf Millionen Franken zu halbieren.

Das Theater Basel ist eine dieser Institutionen – die gewichtigste und meistdiskutierte, aber bei Weitem nicht die einzige, die am Tropf des Kulturvertrags beider Basel hängt. 16 sind es insgesamt, die das ganze Spektrum der performativen Künste abdecken: vom Basler Marionettentheater über das Sinfonieorchester Basel bis zum Haus der elektronischen Künste. Einige davon werden ausschliesslich aus diesen Baselbieter Beiträgen alimentiert.

Die Baselbieter Sparübungen stutzen auch dem Gare du Nord die Flügel. FOTO: UTE SCHENDEL

Das Junge Theater Basel ist eine dieser Institutionen. Die international renommierte Bühne von und für Jugendliche finanziert sich hauptsächlich aus dem Beitrag von 350 000 Franken, die es aus der Kulturvertragspauschale erhält. «Wenn man uns die Hälfte der Beiträge streicht, dann bricht die Grundsubventionierung quasi weg», sagt Theaterleiter Uwe Heinrich.

Heinrich möchte das Schicksal seiner Institution aber nicht als abgesondertes Beispiel hervorheben. «Betroffen sind 16 Institutionen, die alle einen wichtigen Beitrag leisten. Es geht also an die Substanz der Kulturlandschaft Basel schlechthin», sagt er. Der ehemalige Baselbieter Bildungs- und Kulturdirektor Peter Schmid, der als Präsident der Trägerschaft des Gare du Nord zu den in ihrer Existenz Betroffenen gehört, bestätigt: «Wir wollen uns nicht auseinanderdividieren lassen.»

Der Gare du Nord befindet sich in einer ausgesprochen unglücklichen Situation. Bis vor zwei Jahren wurde die angesehene Institution für Neue Musik quasi als Baselbieter Kulturexklave auf Stadtboden noch separat von Baselland subventioniert, bis sie in den Kulturvertrag verschoben und damit zur städtischen Institution wurde. «Baselland wurde damit finanziell entlastet, dieses Entgegenkommen hat für uns nun aber existenzielle Folgen», sagt Schmid.

«Die Strategie des Baselbiets scheint darin zu bestehen, mit niemandem zu sprechen.»

Peter Schmid, Präsident Trägerschaft Gare du Nord

Bis anhin haben sich die betroffenen Institutionen, die nach Aussage von Uwe Heinrich im Austausch stehen, allerdings ausgesprochen still verhalten. Heinrich rechtfertigt diese Zurückhaltung mit der Tatsache, dass die Betroffenen bislang lediglich aus den Medien von den geplanten Kürzungen vernommen haben. Weder die Baselbieter noch die städtische Regierung seien – trotz mehrerer Anfragen – bislang mit direkten Informationen an die Institutionen herangetreten. «Die Strategie des Baselbiets scheint im Moment darin zu bestehen, mit gar niemandem zu sprechen», sagt Schmid.

Inakzeptabler Vorschlag

Das gilt auch für die TagesWoche. Konkrete Fragen an die verantwortliche Regierungsrätin Monica Gschwind blieben unbeantwortet. Das Generalsekretariat der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion verwies lediglich auf das gemeinsame Communiqué der beiden Basler Regierungen, das auf später vertröstet.

Auch die Basler Regierung musste lange auf detailliertere Informationen aus Liestal warten. Am Dienstagabend haben sich die beiden Regierungen nun zu einer gemeinsamen Sitzung getroffen. Zu einem Informationsaustausch und nicht zu Verhandlungen, wie der Basler Regierungspräsident Guy Morin auf Anfrage präzisiert.

An der Sitzung hat die Baselbieter Regierung bestätigt, dass sie den Kulturvertrag kündigen und den darin fixierten Betrag, der sich nach einem Prozentsatz der Steuereinnahmen natürlicher Personen richtet, halbieren möchte. Rechtlich kann Baselland den Kulturvertrag frühestens auf Ende 2016 kündigen. Und das Theater Basel kann sich zumindest darauf verlassen, dass die Baselbieter Beiträge bis Ende der Spielzeit 2016/2017 garantiert sind.

Für Basel-Stadt ist dieser Vorschlag aber grundsätzlich nicht akzeptabel: «Ein reduzierter Kulturvertrag liegt für Basel-Stadt nicht drin», sagt Morin. «Es kann nicht sein, dass wir die Diskussion über eine stärkere Beteiligung von Baselland am Theater Basel, die wir jetzt schon seit acht Jahren führen, perpetuieren und nun auf alle Kulturinstitutionen ausweiten, die Beiträge aus Liestal erhalten.»

Kultur wird massiv abgestraft

Guy Morin erwartet als Ersatz für den Kulturvertrag einen interkantonalen Lastenausgleichsvertrag für Einrichtungen von überregionaler Bedeutung, wie er zwischen Zürich und verschiedenen Innerschweizer Kantonen und zwischen St. Gallen und Ostschweizer Kantonen bereits existiert. Solche Ausgleichsvereinbarungen sind im Grundsatz im Bundesgesetz über den Finanz- und Lastenausgleich definiert.

Als Eckpunkte für die bundesrechtlich festgeschriebene «Pflicht zur Zusammenarbeit» dienen die «effektive Beanspruchung dieser Leistungen», «der Umfang der Mitsprache- und Mitwirkungsrechte sowie damit verbundene erhebliche Standortvorteile und -nachteile», wie es in Artikel 12 des Gesetzes heisst. «Wenn wir dieses Modell ernsthaft umsetzen würden, dann müsste das Baselbiet wohl mehr bezahlen als heute», sagt Morin.

Das ist aber Zukunftsmusik. Im Vordergrund steht erst einmal die Kündigung des Vertrags und die bedrohliche Situation, die auf die betroffenen Institutionen zukommt. Das sieht auch Morin so, der aber von seiner Warte aus wenig beruhigende Worte aussprechen kann. «Es kann nicht die Lösung sein, dass der Kanton Basel-Stadt einspringt, wenn Baselland die Beiträge kürzt», sagt Morin.

«Es kann nicht die Lösung sein, dass Basel-Stadt einspringt, wenn Baselland die Beiträge kürzt.»

Guy Morin, Regierungspräsident BS

Das gilt auch für das Theater Basel, das noch immer daran zu beissen hat, dass das Baselbiet 2011 in einer Volksabstimmung eine Verdoppelung der Subventionen mit hauchdünnem Mehr abgelehnt hatte. «Eine Halbierung der Beiträge auf 2,25 Millionen Franken ist auch für das Theater existenzbedrohend, wenn man bedenkt, dass die Subventionen seit der Ära Schindhelm um 7,1 Millionen Franken zurückgefahren wurden», sagt Verwaltungsratspräsident Samuel Holzach.

Holzach stört sich ganz allgemein am Umstand, dass die Kultur im Verhältnis massiv stärker abgestraft wird als andere Bereiche. Für das Theater, das unter der Direktion von Andreas Beck im Oktober in eine neue Ära startet, entsteht nun eine massive Planungsunsicherheit. «Wir müssen in Teilbereichen zwei Spielzeiten im Voraus planen können», sagt Holzach. Auf Eigenkapital und Reserven könne das Haus nicht zurückgreifen.

tageswoche.ch/+p36r5 ×

Online

«Baselland spart 785 000 Franken in der Kulturförderung» tageswoche.ch/+46tfh

Institution	Kulturvertrag (2014)	Basel-Stadt (2015)
Basler Madrigalisten	200 000	
Bird's Eye Jazz Club	35 000	60 000
IGNM Basel	20 000	
Junges Theater Basel	350 000	
Kaserne Basel	750 000	2 103 535
Basler Marionettentheater	90 000	
Musikwerkstatt Basel	150 000	200 000
Basel Sinfonietta	400 000	334 000
Kammerorchester Basel	265 000	505 000
Ensemble Phoenix	50 000	130 000
Rockförderverein Region Basel	220 000	390 000
Sinfonieorchester Basel	1 700 000	13 335 453
Theater Basel	4 500 000	35 024 767
Vorstadt Theater Basel	240 000	240 000
Haus der elektronischen Künste	100 000	220 000
Gare du Nord	440 000	

Interview Alain Claude Sulzer

Ein Gespräch mit dem Basler Schriftsteller über sein neues Buch und das langweiligste Roman-Thema überhaupt.

«Meine Figuren glauben nicht an die grosse Liebe. Ich schon»

von Karen N. Gerig und Dominique Spirgi

Postskriptum» heisst der neue Roman von Alain Claude Sulzer. Entstanden ist er aus einer Erzählung, die der Basler Autor für das Hotel Waldhaus in Sils Maria geschrieben hat, wie er im Interview erzählt. Ein Gespräch über das neue Buch, mondäne Hotelwelten, politisierende Künstler und die grosse Liebe, die er seinen Figuren verwehrt.

Wir sitzen hier im «LesTrois Rois». Als wir das Basler Luxushotel als Ort für das Interview vorschlugen, reagierten Sie spontan erfreut – oder täuscht das?

Es ist halt nahe bei meiner Wohnung. (lacht)

Ist das der einzige Grund? Oder fühlen Sie sich in einer mondänen Umgebung einfach wohl?

Nicht wohler als daheim, aber natürlich, ich fühle mich wohl hier.

Weil hier die vornehmen Leute verkehren?

Ich glaube nicht, dass hier grundsätzlich vornehmere Leute verkehren – die Leute sind einfach reich, sie haben das Geld.

In Ihrem neuen Roman «Postskriptum», aber auch bereits in «Ein perfekter Kellner» (2004) beschreiben Sie Luxushotels in einer Zeit, als die Gäste tatsächlich noch vornehm waren.

Ja, das liegt an der Zeit, an den Dreissigerjahren. Wobei die Romane sehr unterschiedlich sind. Die Umgebung beim «Kellner» ist zudem ahistorisch, weil das Grandhotel Giessbach damals gar kein Hotel war, sondern eine Unterkunft für Offiziere. Im Gegensatz dazu ist der historische Hintergrund beim Hotel Waldhaus in Sils Maria nachweisbar richtig. Mit der einzigen Ausnahme, dass es damals keine Drehtüre gab.

Sie bauten in beide Romane reale Figuren ein. Der Hauptprotagonist in «Postskriptum», der Schauspieler Lionel Kupfer, ist eine fiktive Figur, andere Figuren aber sind historisch verbürgt. Ist das eine Spielerei von Ihnen?

Ja, aber das sind wirklich Nebenrollen. Die spielen einfach im Leben Kupfers eine gewisse Rolle. Zum Beispiel Luchino Visconti. Der kommt im Roman kaum als Person vor, aber als Filmregisseur, der etwas bewegt. Und überdies verkehrte er tatsächlich im Waldhaus: Hätte mir der Direktor nicht gesagt, dass Visconti jedes Jahr wieder kam, wäre ich nie auf diese

Alain Claude Sulzer, 1953 in Riehen geboren, lebt in Basel, Berlin und im Elsass. Als Schriftsteller erlebte er seinen Durchbruch 2004 mit «Ein perfekter Kellner». Mit «Aus den Fugen» folgte 2012 ein weiterer Bestseller. Sulzer erhielt unter anderem den Prix Médicis étranger, den Hermann-Hesse-Preis und den Kulturpreis der Stadt Basel.

«Ich arbeite an allem sehr genau. Es muss so klingen, als könnte es wirklich so gesagt worden sein.» FOTOS: NILS FISCH

«Bellissima»-Geschichte gestossen, die ich im Buch erzähle. Das hat sich gut gefügt.

Sie nennen alle historischen Personen bei ihrem richtigen Namen, ausser Thomas Mann, der auch regelmässig Gast im «Waldhaus» war. Ist das so, weil der bereits im «Perfekten Kellner» Julius Klinger hiess?

Ja, wahrscheinlich hätte ich sonst dieses Mal seinen richtigen Namen genannt.

Warum kommt Klinger, der inhaltlich in «Postskriptum» keine Rolle spielt, überhaupt vor?

Ein Augenzwinkern. Es gibt noch weitere Anspielungen auf Romane anderer Autoren, die auftreten. Das merken die einen Leser, die anderen nicht.

Wenn man das «Waldhaus» betritt, hat man das Gefühl, als würde das Zeitrad um 80 Jahre zurückgedreht. Man fühlt sich anders als draussen …

Es ist erstaunlich, dass es keinen anderen Roman gibt, der im «Waldhaus» spielt, wenn man bedenkt, wie viele Leute und vor allem Schriftsteller da gewohnt haben. Das Zurückdrehen der Zeit kann man so empfinden, das ist aber wohl auch so beabsichtigt. Und das Moderne darf nicht fehlen – zum Beispiel die riesige Spa-Anlage, die gerade gebaut wird.

Hotels sind beliebte Spielorte für Literatur . Wir denken da an Thomas Manns «Zauberberg» oder «Tod in Venedig». Ist das eine Reverenz an ihn?

Nein, aber Hotelumgebungen sind ein Topos der Literatur.

Woran liegt das?

Weil man so viele Leute auf engen Raum bringt, weil sich da so viele Geschichten erzählen lassen. Es handelt sich bis zu einem gewissen Grad um eine geschlossene Gesellschaft.

Mögen Sie deshalb historische Hotels?

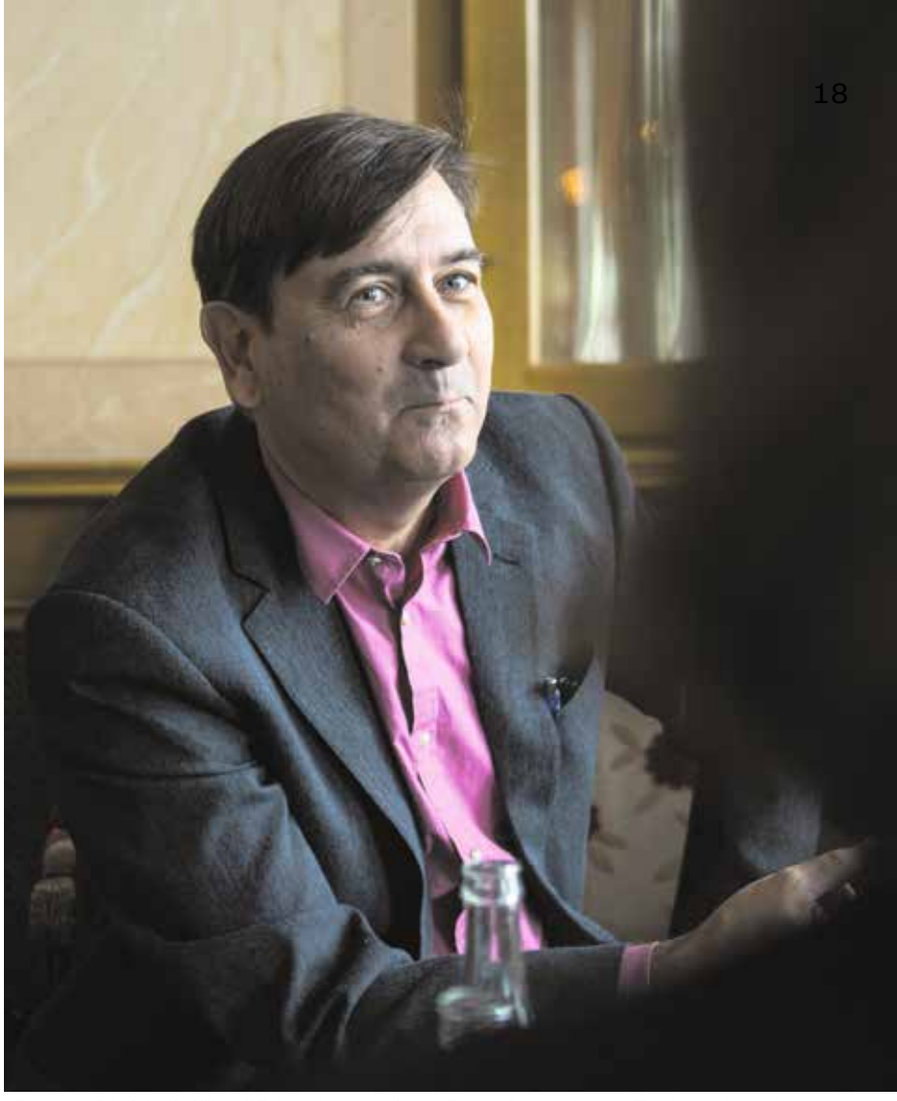
Auch. Heute wohnt man zwei, drei Tage in so einem Hotel. Damals war es ein Ort, wo man sich wochenlang aufhielt. Es war wie eine Insel. Im Falle von «Postskriptum» gibt es aber äusserliche Gründe, warum er zu einem grossen Teil in diesem Hotel spielt: Der Roman geht vom jetzigen ersten Kapitel aus, das ich speziell für eine Anthologie fürs «Waldhaus» schrieb. Es war ein Auftrag an 15 Schriftsteller, etwas zu schreiben, das einen Bezug zum «Waldhaus» hat. Ich schrieb eine Erzählung, die eigentlich abgeschlossen war – und fand dann, daraus mache ich einen Roman.

Es gab gar keine Vorgaben?

Nein. Ich weiss auch gar nicht mehr, ob es in meiner Erzählung klar war, in welcher Epoche die Geschichte spielt – ob in der Gegenwart oder in den Dreissigerjahren. Ich weiss nur, dass es sicher nicht jenes Wochenende im Januar 1933 war, an dem Hitler an die Macht kam, und das nun den Ausgangspunkt des Romans bildet.

Was gab den Anstoss, einen Roman daraus zu machen?

Es war die Konstellation dieser drei Männer, des Filmstars, seines Geliebten und des Postbeamten. Das war es, was mich trieb. Der Filmstar hätte auch in einer Ferienwohnung wohnen können. Das Hotel war für die Ausgangslage des Romans gar nicht so wichtig. Aber der Moment: 1933, letzte Januarwoche – der war wichtig.



«Ist der wirklich Coiffeur? Ich sollte vor einem Interview wohl das Buch noch mal lesen.»

Sie beschreiben Künstler, die viel Geld hatten und sich den wochenlangen Aufenthalt im Hotel Waldhaus leisten konnten. Fragen wir ganz unverschämt: Könnten Sie sich dieses Hotel so lange leisten wie Lionel Kupfer?

Nein! Das können sich ja ganz viele Leute nicht leisten. Das Gute am «Waldhaus» ist sein umfangreiches Kulturprogramm. Dadurch haben viele Künstler die Möglichkeit, dort zu wohnen. Denn wenn man da auftritt, wird man mit Kost und Logis bezahlt.

«Es gibt keinen Grund, warum jemand durch politische Umstände politisiert werden soll.»

Die Personen im Roman scheinen sehr unpolitisch – gerade Lionel Kupfer, dessen Leben als Jude und Homosexueller durch Hitlers Machtübernahme massgeblich verändert wird. Haben Sie das politische Geschehen absichtlich als Nebenschauplatz belassen?

Ich denke, es ist für Kupfer ein Nebenschauplatz. Er macht aus der Situation das Beste. Doch es gibt keinen Grund, warum jemand, dessen Schicksal sich durch politische Umstände verändert, politisiert werden soll – wie soll das überhaupt aussehen? Soll er in eine Partei eintreten? Er ist vorher nicht politisch gewesen, und die veränderten Umstände machen ihn nicht politischer, höchstens hellhöriger für bestimmte Dinge. Es ist klar, dass er sein Leben nicht mehr weiterführen kann wie bisher. Sein Schicksal hat ja nichts mit seiner politischen Einstellung zu tun.

Vielfach hört man aus jener Zeit von Kunstschaffenden, die sich sehr stark politisch engagiert haben. Da überrascht es vielleicht, über jemanden zu lesen, der sich nicht aktiv damit auseinandersetzt.

Ich denke, die waren vorher schon politisiert. Zum Beispiel Thomas Mann, der sich erst sehr spät politisch äusserte – obwohl die Familienmitglieder sehr engagiert waren. Heute mag das anders sein, heute ist man auch informierter.

Ein Künstler, der sich politisch betätigt – da fällt uns ein Essay ein, den Sie für die NZZ geschrieben haben, in dem Sie erzählen, dass Sie davon geträumt hätten, Nationalrat zu sein …

Das habe ich nur geträumt, weil es diese komische Partei «Kunst+Politik» gibt.

Sie kritisieren darin, dass politisch interessierte Künstler die gleiche Agenda vertreten wie Berufspolitiker.

Ich finde, die können das gerne machen. Wobei ich nicht begreife, warum sie das nicht aus bestehenden Parteien heraus machen. Aber man sollte nicht schon beim Antritt sagen, man sei sowieso chancenlos. Wer so auftritt, so mein Eindruck, will auf keinen Fall politische Verantwortung übernehmen.

Es gibt im Raum Basel niemanden, der für diese Gruppe kandidiert. Wäre das nichts für Sie gewesen?

Danke, nein. (lacht)

Zurück zu Lionel Kupfer: Er politisiert nicht, haben wir festgestellt. Ist er denn ein Opfer der politischen Umstände? Er ist schwul, er ist Jude, er ist Künstler – schlimmer kanns ihn doch nicht treffen?

Er ist ein Opfer, ja. Aber er empfindet sich nicht sehr lange als Opfer. Er kann sehr gut relativieren. Ich denke auch, dass er innerhalb der vielen Opfer eine privilegierte Lage innehat: In New York kann er sich eine bescheidene Wohnung leisten, ohne arbeiten zu müssen. Er geht nicht am Bettelstab.

Und Theres, die Mutter des Postbeamten Walter? Sie hat die grosse Opferrolle in diesem Roman.

Ich habe sie eigentlich zuerst gar nicht als Opfer gesehen, aber sie ist es tatsächlich. Ich wollte mit den Figuren nichts beweisen, behaupten oder belegen. Diese Figur war einfach relativ schnell da, und sie war mir wichtig. Ja, auch als Opfer.

Sie hat aber auch eine andere Rolle. Im Roman wird ganz vieles zunächst nur diffus beschrieben, angedeutet – zum Beispiel die Homosexualität ihres Sohnes Walter, die sie bis zum Schluss nicht richtig durchschaut. Sie fungiert deshalb wie eine Stellvertreterin des Lesers im Roman, der auch den Spuren folgen muss, um Klarheit zu erlangen. Ist das überinterpretiert?

Nein, ich finde, als Leser kann man alles interpretieren. Es ist als Autor nur manchmal schwierig, das nachzuvollziehen, weil sich die unterschiedlichen Interpretationen, die man hört, vermischen. Ich fand vor allem die Konstellation spannend: Der Sohn, dem die einfache Mutter peinlich ist, der aufsteigen will. Er ist frei, ist aber nicht fähig, mit ihr zu kommunizieren. Wahrscheinlich waren sich die beiden einmal sehr nahe, sie war alleinerziehend, er das einzige, uneheliche Kind. Wenn er weggeht, will er mit der Vergangenheit nichts mehr zu tun haben. Für sie aber bedeutet er den Lebensinhalt. Sie leidet bis zum Schluss für ihn – ohne genau zu wissen, wieso.

Es gibt neben den Opfern auch Täter, zum Beispiel Lionels Liebhaber Eduard, der als Kunsthändler mit den Nazigrössen verkehrt und kollaboriert. Ist er auch für Sie ein Täter?

Er ist einfach ein Nutzniesser, der über das, was er macht, stolpert. Tödlich stolpert. Er ist eigentlich sehr geschickt, es ist eher schicksalhaft, was ihm passiert. Aber potenziell ist er einer, der einfach mitmacht.

Es gibt also keine wirklichen Täter und auch keine eindeutigen Opfer. Sie haben einen Künstlerroman geschrieben, in dem der Künstler kein Künstler mehr sein darf. Es ist ein Liebesroman, in dem die grosse Liebe nicht stattfinden darf. Und es ist ein Blick auf ein Kapitel des Zweiten Weltkrieges, ohne wirklich mittendrin zu stecken. Ist diese Art der Betrachtung aus der Distanz heraus Ihre typische Herangehensweise an ein Thema?

Ja. Ich kann eigentlich nur Ja sagen. Was soll ich sonst darauf antworten. Es gibt verschiedene Arten, sich einem Thema zu nähern. In diesem Fall war das die ideale Form. Eine gewisse Distanzierung …

… Understatement?

Ja. Ich lasse viel Freiraum – dem Leser, aber auch mir. Dann muss ich mich nicht so festlegen – das ist meine literarische Grundeinstellung. Nicht wie in der modernen amerikanischen Literatur, wo alles genau ausgemalt und ausgedeutet wird. Das entspricht mir nicht.

«Ich lasse viel Freiraum – dem Leser, aber auch mir. Dann muss ich mich nicht so festlegen.»

Die grossen Ungeheuerlichkeiten liest man bei Ihnen zwischen den Zeilen, zum Beispiel in jener Stelle, wo ausgerechnet der Geliebte Eduard Lionel Kupfer übermittelt, dass sein geplanter Film nicht gedreht werden wird und dass seine Schauspielkarriere in Deutschland einen Bruch erleidet.

Genau. Das ist eine Schlüsselstelle im Roman. Hier ist die Unvereinbarkeit der beiden augenfällig. Der eine ist nun glücklich, ihm geht es besser denn je, er kann sich gar nicht vorstellen, wie es dem anderen geht, der nun keine Arbeit mehr hat. Man kann sich das etwa so vorstellen wie einen Ehemann, der zu seiner Ehefrau kommt und sagt: Ist das nicht fantastisch, ich habe eine Geliebte! Und der dann ganz erstaunt ist, dass sie das nicht so toll findet.

Sie beschreiben in dieser Szene sehr detailreich die lähmenden Gefühlsmomente von Lionel. Fliesst Ihnen eine solche Stelle einfach aus den Fingern, oder arbeiten Sie da immer und immer wieder dran?

Ich arbeite an allem sehr genau, an jeder Seite. An dialogischen Stellen wohl noch mehr als an anderen. Es muss so klingen, als könnte es wirklich so gesagt worden sein.

Sie haben gesagt, die drei Figuren aus dem ersten Kapitel waren der Grund, weshalb Sie die Erzählung zum Roman ausgeweitet haben. Wie kamen die anderen Figuren dazu, die alle zusätzliche thematische Facetten ins Buch bringen? Hatten Sie die Themen im Kopf und suchten Figuren dazu oder umgekehrt?

Das ist wie ein Geflecht, das sich ausbreitet. Die drei zentralen Figuren waren von Anfang an klar. Es war aber gar nicht klar, was zum Beispiel aus Walter wird.

Er wird Steward bei der Swissair. Apropos Walter: Sie beschreiben am Schluss einen Flugzeugabsturz, machen aber nicht klar, ob Walter dabei ums Leben kommt.

Aber das ist doch offensichtlich, dass er umkommt.

So offensichtlich fanden wir das nicht. Bei Walter haben Sie sich übrigens eines typischen Klischees bedient: ein Schwuler, der Steward wird. Eine bewusste Entscheidung?

Das ist ja nicht nur ein Klischee, das entsprach damals tatsächlich der Wirklichkeit. Man hatte bei der Swissair auch sehr gute Aufstiegschancen.

Und dass sein Freund ausgerechnet Coiffeur ist?

Ist der wirklich Coiffeur? Ich sollte vor einem Interview wohl das Buch noch mal lesen. (lacht)

In Ihren Romanen gibt es oft asymmetrische Liebesbeziehungen …

Ich weiss nicht, ob das so ist. Man kann sich ja fragen, ob das wirklich Liebesbeziehungen sind oder nicht eher extrem vorübergehende Leidenschaften. Gut, Lionel und Eduard, ja. Walter vergöttert Lionel, dass sie sich so nahe kommen, kommt einem Traum gleich. Da ist es für Walter aber auch normal, dass es asymmetrisch ist und nicht funktionieren kann.

Glauben Sie denn nicht an die grosse, erfüllte Liebe?

Doch, ich schon, aber diese Personen nicht. Gewisse Dinge sind für mich einfach nicht Roman-Thema. Zum Beispiel eben die grosse, erfüllte Liebe.

Warum nicht? Ist sie zu langweilig?

Ich komme gar nicht auf den Gedanken, wahrscheinlich ist sie langweilig, ja … Ziemlich wahrscheinlich ist sie langweilig. Eine grosse, erfüllte Liebe ist einfach … (zögert)

… gross und erfüllt?

Ja, was soll man sonst noch daraus machen?

Lionel Kupfer muss zur Kenntnis nehmen, dass er im Film von Visconti, in dem er in einer Nebenrolle sich selber spielt, herausgeschnitten wurde. Er verschwindet aus dem Film, der sein Comeback hätte bedeuten können, so wie der ehemalige Filmstar aus der deutschen Filmszene gestrichen wurde. Warum schliessen Sie den Roman nicht damit ab?

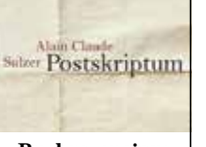
Es war mir wichtig, es nicht so zu lassen, wie man es am Ende eines solche Romans erwarten würde. Es sollte noch einmal leicht aufwärts gehen für ihn.

Ein versöhnliches Postskriptum?

Ja. Es gibt dem Ganzen noch eine Ausgeglichenheit. Der Roman hat ja genügend Deprimierendes, denke ich. Da kann man das Lionel gönnen.

tageswoche.ch/+9o401 ×

Online



Buchrezension: «Gut beobachtet, Alain Claude Sulzer!» tageswoche.ch/+2hilr

Spitalfusion

Frauenklinik soll vom Bruderholz in die Stadt ziehen

von Yen Duong

Die Tage der Frauenklinik des Kantonsspitals Baselland (KSBL) auf dem Bruderholz sind gezählt. Das steht fest, seit die Gesundheitsdirektoren beider Basel im Juli ihre Pläne präsentierten, das KSBL und das Basler Universitätsspital zu einer Spitalgruppe zusammenzufassen und das Bruderholzspital in eine Tagesklinik für ambulante Behandlungen umzuwandeln.

Vorgesehen ist gemäss Absichtserklärung, dass das KSBL eine Kooperation mit dem unter anderem auf Geburtshilfe spezialisierten privaten Bethesda-Spital eingehen wird. Wie die «Basellandschaftliche Zeitung» schrieb, wird David Hänggi, Chefarzt der Frauenklinik des KSBL, bereits Anfang 2016 die Leitung der neuen Kooperation im Basler Bethesda-Spital übernehmen.

Dieser Zeitplan sorgt für Kritik: In einem offenen Brief verlangt die Gewerkschaft VPOD vom Baselbieter Gesundheitsdirektor Thomas Weber, dass die Frauenklinik bis auf Weiteres am Standort Bruderholz erhalten bleibt. Dies, bis klar ist, ob die geplante gemeinsame Kooperation überhaupt zustande kommt.

«Ein voreiliges Herausbrechen der Frauenklinik aus dem Bruderholzspital würde zu einer permanenten Abbruchsituation führen, da weitere Leistungen des Spitals betroffen wären», so der VPOD.

Die Gewerkschaft und zahlreiche Angestellte zeigen sich zudem «empört» darüber, dass das Herausbrechen der Frauenklinik ohne Einbezug der Sozialpartner und der Angestellten verhandelt werde. Gar nicht gut weg kommt das Bethesda-Spital in diesem Brief: «Wir sind empört darüber, dass diese für die Frauen wichtigen medizinischen Leistungen an ein Privatspital gehen sollen, das keinen Notfall führt, keine Ärzte ausbildet, keine Kompetenzen hat für Frühgeburten und das eine viel zu hohe Kaiserschnittrate aufweist», so der VPOD.

Massive Engpässe

Auch schaffe das «voreilige Herausbrechen» der Frauenklinik aus dem Bruderholz ein permanentes Provisorium. «In einer solchen Auflösungssituation würde es zunehmend schwieriger werden, die Patientensicherheit zu gewährleisten.»

Bereits vor einem Monat kritisierten Ärztevertreter aus den beiden Basel die angekündigte Zusammenlegung: Der sich abzeichnende Exodus von Ärzten des Bruderholzspitals würde «unweigerlich schon sehr bald zu einem Wegfall des Spitals führen». Massive Engpässe in der Notfallmedizin in und um Basel seien nicht auszuschliessen, weil die Kapazitäten des Unispitals und des Spitals in Liestal nicht genügend schnell ausgebaut werden könnten.

tageswoche.ch/+0mjm0 ×

Zahl der Woche

60,5

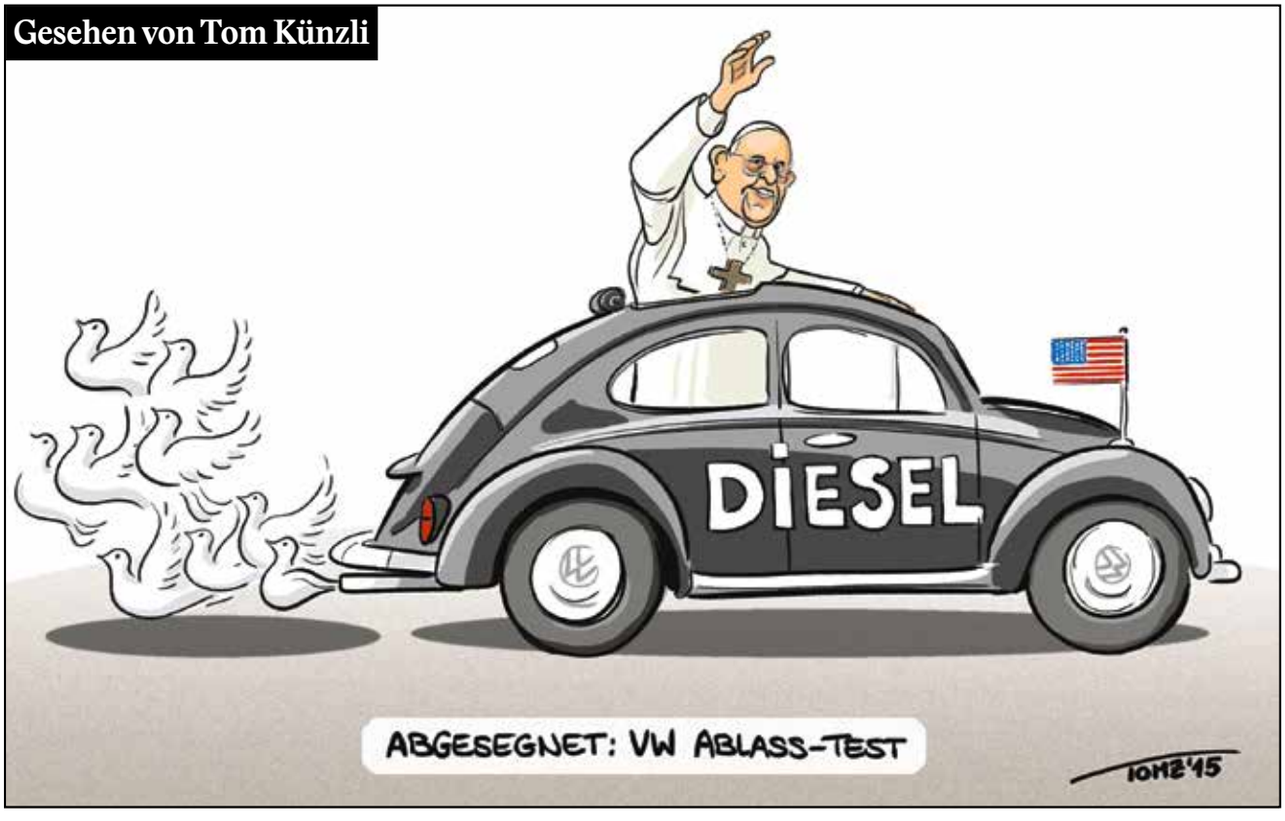
von Lucas Huber

Mit 60,5 Millionen Franken beträgt das Defizit des Kantons Baselland fast doppelt so viel wie das budgetierte Minus fürs laufende Jahr (35 Millionen Franken). «Das ist höchst unbefriedigend», verkündete Finanzdirektor Anton Lauber bei der Präsentation des Budgets. Angesichts der Aufhebung des Euro-Mindestkurses am 15. Januar sei der Regierung allerdings ein Kraftakt gelungen. Und man verhindere, dass der Landrat in Anwendung der Defizitbremse eine Steuererhöhung beschliessen müsse.

Lauber rechnete vor, dass zwischen 2016 und 2019 ein jährliches Defizit von 122 Millionen Franken drohe, «wenn wir nichts unternehmen». Mit unternehmen meint der Finanzdirektor: Die Steuereinkünfte müssen steigen. Mehreinnahmen durch höhere Steuern würden das strukturelle Defizit allerdings nicht bekämpfen und das Baselbiet im interkantonalen Vergleich noch unattraktiver machen. «Unseren Job haben wir erst dann gut gemacht, wenn wir ausgeglichene Zahlen präsentieren können», sagt Lauber.

tageswoche.ch/+udbch ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Hat ein eigenes Gutachten in Auftrag gegeben: Christoph Buser. FOTO: BASILE BORNAND

Wirtschaftskammer BL

Buser geht in die Offensive

von Jeremias Schulthess

Es war ein Befreiungsschlag, den der Wirtschaftskammer-Direktor Christoph Buser (FDP) und sein Rechtskonsulent Martin Wagner diese Woche inszenierten. Sie verpassten den Medienvertretern und politischen Gegnern eine Abreibung. Das, nachdem die Wirtschaftskammer seit Wochen die Negativschlagzeilen der regionalen Medien dominiert hat: Skandal um Abstimmungsgelder, Urkundenfälschung, unzulässige Mitglieder, um nur ein paar zu nennen.

Die Stimmung an der Medienkonferenz war dementsprechend geladen. Einem angeschlagenen Imperium gleich holte die Wirtschaftskammer zum Schlag aus. Buser und Wagner pickten sich gezielt Journalisten heraus, die sie teilweise persönlich für die Kritik an der Wirtschaftskammer verantwortlich machten.

Anlass für die Medienkonferenz war dabei eine Formalie. Nämlich die Frage, ob das Kantonsspital (KSBL) und die Psychiatrie Baselland (PBL) Mitglied bei der Wirtschaftskammer sein dürfen. Einige Wirtschaftskammer-Kritiker um den Laufentaler Alex Imhof (CVP) präsentierten vergangene Woche ein Gutachten, welches diese Mitgliedschaft infrage stellt.

Buser präsentierte nun ein eigenes Gutachten. Nach juristischen Abwägungen kommt Andreas Abegg von der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften zum Schluss, die Mitgliedschaften des Kantonsspitals und der Psychiatrie Baselland (PBL) bei der Wirtschaftskammer seien «unproblematisch».

Der Streit dreht sich um die Frage, ob sich öffentliche Unternehmen wie KSBL und PBL politisch neutral verhalten müssen: Die Wirtschaftskammer unterstützt die CVP, FDP und SVP im Wahlkampf.

Laut dem Gutachten, das Imhof in Auftrag gab, sind KSBL und PBL «zur politischen Neutralität verpflichtet» und dürfen somit nicht einem politisch agierenden Verband angehören.

Abegg korrigiert: KSBL und PBL dürften sich mit «gebotener Zurückhaltung» äussern – und dies sei im Rahmen der Wirtschaftskammer-Mitgliedschaft der Fall. Zudem sei der Mitgliederbeitrag zwischen 20 000 und 30 000 Franken pro Jahr verhältnismässig.

Politischer Streit

Wer von beiden recht hat, bleibt bis auf Weiteres unklar. Hinter der juristischen Wortklauberei verbirgt sich letzten Endes ein politischer Streit. Denn voraussichtlich wird kein Gericht über den Streit entscheiden, sondern die Kantonsregierung handelt oder handelt eben nicht.

Bemerkenswert ist denn auch, dass die Wirtschaftskammer in dieser Eile reagiert, da es in erster Linie Sache der Regierung wäre, auf die Vorwürfe von Imhof zu reagieren.

Christoph Buser sieht dafür eindeutigen Handlungsbedarf. Wenn solche Vorwürfe im Raum stünden, wäre das nicht zuletzt auch geschäftsschädigend.

Man müsse sich jetzt wehren, bekräftigt auch Rechtskonsulent Martin Wagner, «nicht erst im Dezember; die Vorwürfe wurden auch gezielt im Wahlkampf eingesetzt».

tageswoche.ch/+0tmfi ×

Sparpläne BL

Basel-Stadt stellt klare Bedingungen

von Yen Duong

Anfang Juli hat die Baselbieter Regierung in Basel-Stadt für grosses Befremden gesorgt: Im Rahmen des «Entlastungspakets für den Staatshaushalt» kündigte sie an, dass sie die Beiträge an die gemeinsame Universität um 25 Millionen Franken kürzen möchte. Vor zwei Wochen doppelte der Landrat nach: Er überwies einen SVP-Vorstoss, der die Regierung dazu anhält, den Universitätsvertrag mit Basel-Stadt zu kündigen, um mit Neuverhandlungen «schlanke Strukturen» zu schaffen.

Nun ist es zu einer ersten offiziellen Aussprache zwischen den beiden Regierungen gekommen. Wie beide gemeinsam mitteilen, habe Basel-Stadt dabei auf die gemeinsame Verantwortung gegenüber den Kultur- und Bildungsinstitutionen hingewiesen. Damit der Konflikt nicht verschärft wird, haben die beiden Regierungen Delegationen bestimmt, die «Verhandlungspunkte sondieren» sollen. An diesen Gesprächen sollen seitens des Stadtkantons Finanzdirektorin Eva Herzog und Erziehungsdirektor Christoph Eymann teilnehmen. Auf Baselbieter Seite sind es die Amtskollegen Monica Gschwind und Anton Lauber.

Kein Okay von Basel-Stadt

Die Kündigung des Univertrages stehe, so die beiden Regierungen, «primär nicht im Fokus». Für Basel-Stadt ist aber klar: Ist die Uni wegen der Sparpläne aus dem Baselbiet gefährdet, wird die bereits angekündigte gemeinsame Spitalgruppe einen schweren Stand haben.

Im Baselbiet hiess es dagegen immer wieder, dass eine allfällige Kürzung bei der Uni die gemeinsame Spitalgruppe nicht gefährden werde. Die Basler Regierung hat den Kollegen vom Land jetzt aber klar zu verstehen gegeben, dass dies durchaus der Fall sei. Erziehungsdirektor Christoph Eymann sagt, dass die Sitzung Klarheit geschaffen habe. Beide Regierungen würden das Projekt einer gemeinsamen Spitalgruppe begrüssen, sagt Eymann: «Aber ein Okay von Basel-Stadt dazu gibt es erst, wenn die Zukunft der Uni gesichert ist.»

Von Bedingungen will Anton Lauber hingegen nichts wissen. Der Baselbieter Finanzdirektor sagt: «Wir sind uns alle bewusst, dass die Medizinische Fakultät der Uni in Forschung und Lehre eng verbunden ist mit dem Uni-Spital.» Aus seiner Sicht sei diese «Verknüpfung» nicht notwendig, zumal die Baselbieter Regierung die Uni nie infrage gestellt habe und eine gemeinsame Spitalgruppe auch Basel-Stadt sehr viel bringe.

tageswoche.ch/+6vtn3 ×

Reaktionen aus der Community

von Alois Karl Hürlimann · «Schlanke Strukturen»! Wer so etwas veröffentlicht, hat von Forschung, und zwar von jeglicher Forschung wie auch von Lehre und von der Kombination dieser beiden universitären Grundaufgaben, sehr, sehr wenig Ahnung – vermutlich gar keine.

Almaty

Da hat die grösste Stadt Kasachstans wohl etwas falsch verstanden: Beim Parkour geht es eigentlich darum, Hindernisse zu überwinden. Und nicht darum, neue zu bauen. Egal, diese jungen Sportler nehmen das ziemlich locker.

SHAMIL ZHUMATOV/ REUTERS

Mekka

Die grosse Pilgerfahrt, der Haddsch, steht vor der Tür und damit enorme Menschenmassen. Die Erfahrung hat es den saudischen Sicherheitskräften gezeigt: Das könnte brenzlig werden. Darum machen sie schon mal Aufwärmübungen.

AHMAD MASOOD/ REUTERS

Havanna

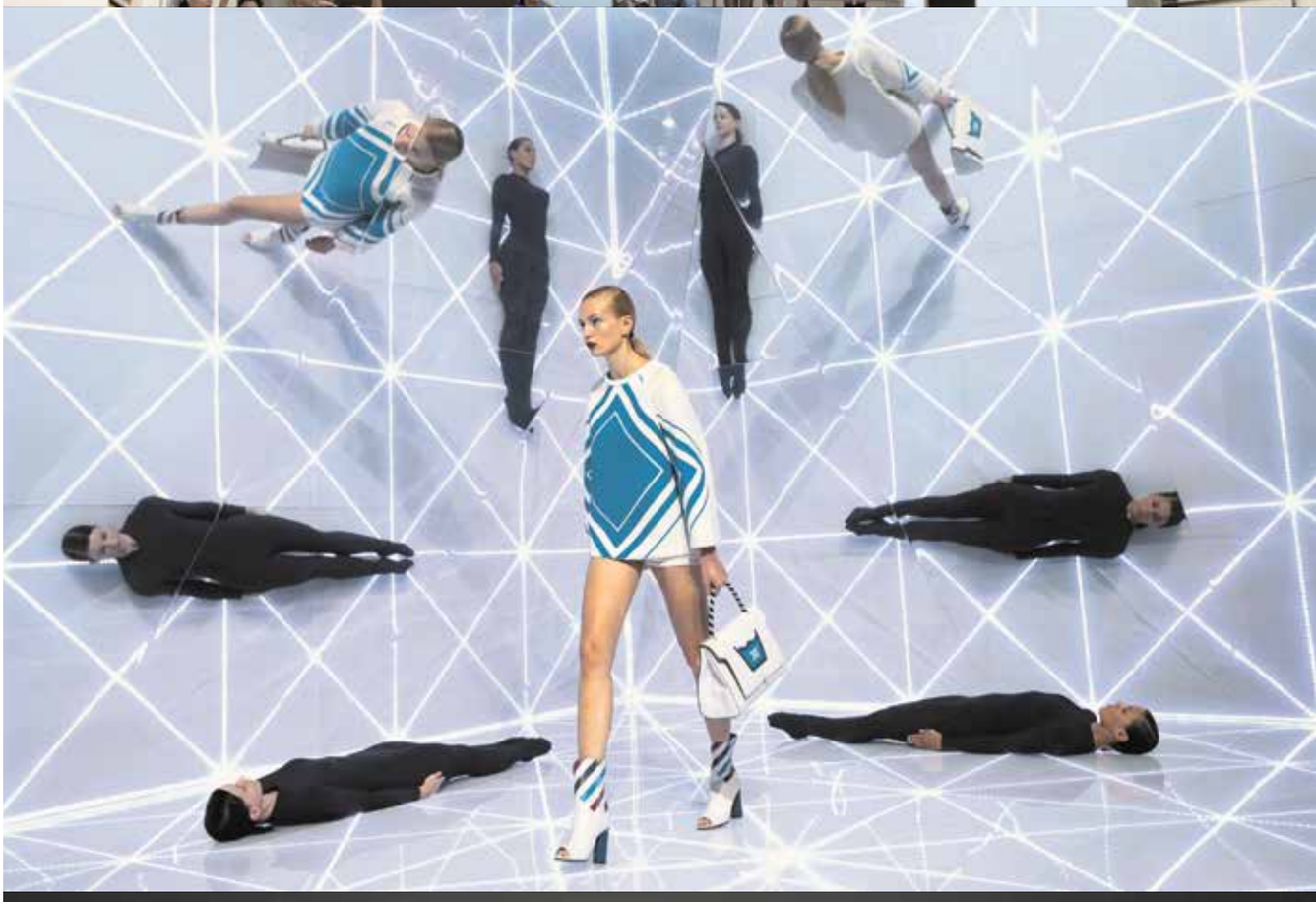
Kaum vom Himmel hoch am Flughafen gelandet, sass Papst Franziskus schon in seinem neuen «Papamobil» in den Strassen Kubas und schenkte den Leuten Hoffnung – und ein Fotomotiv.

ISMAEL FRANCISCO/ REUTERS

London

In der Stadt des Nebels überspringt man das Unvermeidbare und verhüllt die kalte Jahreszeit mit Frühlingsmode. Ein kluger Trick. Leider funktioniert er nur während der Fashion Week. Dem Gesichtsausdruck zufolge weiss das auch dieses Model.

SUZANNE PLUNKETT/ REUTERS



Khan Younis

Die Aussichten im Nahen Osten sind anhaltend düster, selbst wenn gerade keine Kampfhandlungen stattfinden. Hier bewachen Mitglieder der al-Husine-Brigade die Abschlussfeier einer Militärübung im südlichen Gazastreifen.

SUHAIB SALEM/REUTERS

Einbürgerung

Der Bundesrat unternimmt einen neuen Anlauf für eine erleichterte Einbürgerung. Doch angesichts der Stimmungsmache von Rechts wagt er sich nur an eine Minireform.

Bürger, Nichtbürger, Doppelbürger

Online

tageswoche.ch/themen/Georg Kreis

von Georg Kreis

Gleich mehrere politische Vorstösse zwingen uns zu überlegen, nach welchen Bestimmungen das schweizerische Bürger- oder politische Mitbestimmungsrecht verliehen werden soll. Ein ewiges Thema. Unsere Meinung dazu können wir entweder aufgrund unserer allgemeinen Einstellung zur Schweiz und zur Welt und/oder aufgrund praktischer Erfahrung mit davon betroffenen Menschen bilden.

Landesweit war diese Meinung vor elf Jahren gefragt. 2004 wurde die erleichterte Einbürgerung für Secondos und eine automatische Einbürgerung für Tertios an der Urne mit 51,6 Prozent bachab geschickt. Die ganze Romandie sowie Basel-Stadt stimmten zu, trotzdem konnte die SVP mit rassistischen Plakaten (schwarze, braune, gelbe Hände, die nach dem roten Pass greifen) einen traurigen Erfolg verbuchen.

Doppelbürger könnten sich bei Länderspielen fragen, welches Team sie unterstützen sollen.

Voraussichtlich nächstes Jahr wird uns eine stark verdünnte Vorlage für erleichterte Einbürgerung von Tertios als Verfassungsreform vorgelegt. Noch bis zum 19. November läuft das Vernehmlassungsverfahren des Bundesrates zur neuen Bürgerrechtsverordnung. Die Vorschläge folgen dem Trend zur weiteren Restriktion: Sozialhilfeabhängigkeit soll ein Ausschlussgrund sein, allfällige Vorstrafen werden vertieft erhoben, und es wird eine Loyalitätserklärung verlangt.

Diese Anforderungen zeigen zusammen mit den anderen Bestimmungen, dass man von Einbürgerungswilligen wesentlich mehr verlangt, als viele Schweizer und Schweizerinnen erfüllen. Und sie zeigen, wie Vorbehalte gegenüber der dritten Generation und Integrationsprobleme geschaffen werden, gerade von denjenigen, die stets hohe Integrationsanforderungen stellen.

Nicht erstaunlich, dass auch die SVP-Basel-Stadt mit einer Einbürgerungsinitiative, die in der Stossrichtung eine Nichteinbürgerungsinitiative ist, derzeit auf billige Weise Wahlkampf macht.

Neid auf die Vorteile von zwei Pässen

Plötzlich machen sich SVP-Nationalräte auch «Sorgen» wegen eingebürgerten Schweizern, die ihren früheren Pass behalten haben. Der Generalverdacht auf gespaltene Loyalität richtet sich speziell gegen Doppelbürger, die als Grenzwächter und Diplomaten tätig sind. Es können aber keinerlei konkrete Fälle genannt werden, die solche Vorstösse rechtfertigen, die von gleicher Seite auf nationaler Ebene wie auch in vier Kantonen (darunter Basel-Landschaft) unternommen wurden.

Eines wollen wir zugeben: Doppelbürger können, wenn sie gewissen Fussball-Länderspielen beiwohnen, ein kleineres Problem haben, weil sie nicht so recht wissen, welcher Mannschaft sie den Sieg wünschen sollen.

Das Doppelbürgerrecht wurde 1992 eingeführt, um insbesondere bei EU-Bürgern und -Bürgerinnen die Einbürgerungswilligkeit und damit Interesse und Engagement für das Residenzland zu erhöhen. Dies folgte der Einsicht, dass auf der aufnehmenden Seite ebenfalls ein Interesse besteht, dass Angehörige der Dauerbevölkerung zugleich Bürger und Bürgerinnen des Landes sind. Man war irritiert und beunruhigt über die grosse Zahl von niedergelassenen Nichtschweizern, die sich hätten einbürgern lassen können, von dieser schönen Möglichkeit aber keinen Gebrauch machten.

Was 23 Jahre lang kein Problem war, soll jetzt eine neue Lösung erfordern? Zwar gab es bereits in den Jahren 2004 und 2008 Vorstösse der SVP, die sich mit diesem «Problem» profilieren wollte. Ein plumper Versuch, die Stimmung gegen scheinbar oder tatsächlich Fremdes weiter anzuheizen und sich damit selber vaterländische Verdienste zuzuschreiben.

Wie auch hier Ideologie und Realität auseinanderklaffen können, offenbart der Leserbrief im «Tages-Anzeiger» eines mit einer Philippinerin verheirateten SVP-Mitglieds, das auf den praktischen Vorteil hinweist, dass seine Frau wegen ihres «alten» Passes kein Visum verlangen muss, wenn sie länger als zwei Wochen ihre Familie besucht. Der Vorbehalt gegen Doppelbürgerschaft lebt eben auch vom Neid, dass ehemalige Ausländer fremdenpolizeilich besser gestellt sein sollen als die einfachen Eidgenossen mit nur einem Pass.

Die Schweiz bürgert restriktiver ein als andere Länder. Trotzdem ist die Zahl der Einbürgerungen beträchtlich.

Bezeichnend ist, dass das Mehrfachbürgerrecht nur bei Neubürgern problematisiert wird. Die vielen schweizerischen Altbürger, die über mehrere Pässe verfügen, sind offenbar kein Problem. Es macht eben einen Unterschied, ob man sich nur von innen her einen Zusatzpass beschafft oder ob jemand, der von aussen kommt, einen Doppelpass hat.

Draussen und zugleich drinnen sind übrigens auch rund 550 000 Auslandschweizer, die zugleich Doppelbürger sind und sich hoffentlich bei den anstehenden Wah-

Solche nehmen wir gern: Im Dezember 2014 wurde Breel Embolo eingebürgert, im März 2015 debütierte er im Nationalteam. FOTO: FRESH FOCUS

len bei den Urhebern dieses Vorstosses bedanken werden.

Die Schweiz ist in Europa seit eh und je das Land mit besonders restriktiven Einbürgerungsvorschriften. Trotzdem ist die Zahl der vorgenommenen Einbürgerungen beträchtlich. Beides, die hohe Zahl wie die hohen Hürden, erklärt sich durch den hohen Ausländeranteil.

Wie Zahlen vom November 2013 zeigen, hat die Schweiz gemessen am Bürgerbestand eine sehr hohe Einbürgerungsquote, nämlich 4,6 Personen pro 1000 Einwohner. Damit steht sie in Europa an zweiter Stelle hinter Luxemburg und vor Schweden. Gemessen an der Zahl der ansässigen Ausländer ist die Quote aber schlechter: Die Schweiz fällt zurück auf die 14. Position und liegt mit zwei Einbürgerungen von 100 ansässigen Ausländern sogar unter dem europäischen Durchschnitt.

Vom ius sanguinis zum ius soli

Bei der erwähnten Tertios-Vorlage, die vom Nationalrat im März 2015 mit 122:58 Stimmen angenommen und vom Ständerat dieser Tage in eine zusätzliche Beratungsschlaufe geschickt wurde, geht es um eine subtile Einführung des Geburtsprinzips, ein Abstellen auf den Geburtsort (ius soli), statt auf das Abstammungs- oder Blutsprinzip (ius sanguinis). Und es geht darum, Menschen, die sich von den übrigen Schweizern nur darin unterscheiden, dass sie kein Schweizer Bürgerrecht haben, den Zugang zum roten Pass zu erleichtern.

Hier kann man Bundespräsidentin und Justizministerin Simonetta Sommaruga mit ihrem Votum im Ständerat zitieren: «Es geht um Menschen, die hier Steuern bezahlen, Turnvereine leiten, Pfadilager durchführen und auch hier sterben.»

Soll man die Minireform begrüssen, oder soll man sie ablehnen, weil sie viel zu klein ist?

Einen automatischen Zugang sieht die Vorlage nicht vor, die Erleichterung besteht darin, dass einzig der Bund zuständig ist. Dieser beurteilt die Sicherheitsfrage, achtet auf allfällige Vorstrafen, und will insbesondere nicht einfach zu erbringende Nachweise, dass mindestens ein Grosselternteil in der Schweiz geboren und mindestens ein Elternteil ebenfalls hier geboren wurde oder vor dem zwölften Lebensjahr eine Aufenthaltsbewilligung erworben hatte. Möglicherweise kommt jetzt eine obere Altersgrenze von 18 Jahren hinzu, damit männliche Neuschweizer den Militärdienst nicht umgehen können.

Diese komplizierte Lösung, von der theoretisch rund 5000 Personen pro Jahr profitieren könnten, bringt die Befürworter einer tatsächlich überfälligen Erleichterung der Einbürgerungsprozeduren ins Dilemma: Soll man die Minireform begrüssen, weil sie ein positives Kleinstergebnis bringt, oder soll man sie ablehnen, weil sie viel zu klein ist und nur so tut, als ob man elementare Notwendigkeiten einsieht?

Die Wirtschaft zeigt sich lernfähig

Da es für diese Novelle eine Verfassungsänderung braucht, wird es eine Volksabstimmung geben. Dann darf ein zusätzliches Motiv für eine Unterstützung der Minireform hinzukommen: Man sollte nicht zulassen, dass die Gegner, denen sogar das zu viel ist, gewinnen.

In diesen Tagen ist die Bürgerfrage gleich noch von einer anderen Seite aufgegriffen worden: Erfreulicherweise machte sich die wirtschaftsnahe Denkfabrik Avenir suisse in der Publikation «Passives Wahlrecht für aktive Ausländer» für das Ausländerstimmrecht stark, was bei seiner Einführung einer Teileinbürgerung in das politische System gleichkäme. Vieles würde dafür sprechen.

Hier muss die Feststellung genügen, dass es noch vor wenigen Jahren völlig undenkbar gewesen wäre, von dieser Seite einen solchen Vorschlag zu bekommen – ein Zeichen der Lernfähigkeit. Schön wäre es, sie würde schon bald das ganze Einbürgerungswesen erfassen.

tageswoche.ch/+t5wa3 ×

Die Volksinitiative dürfte im Bundeshaus bachab gehen. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Grundeinkommen

Die Volksinitiative hat in Bundesbern kaum Befürworter. Die Initianten aus Basel gehen derweil in die Offensive.

Eine Idee spaltet die Linke

von Jeremias Schulthess

Unscheinbar, unaufgeregt, unnachgiebig – so trat Daniel Häni in Erscheinung, als er am Montagabend sein neues Buch zum bedingungslosen Grundeinkommen vorstellte mit dem Titel: «Was fehlt, wenn alles da ist?» (zusammen mit Philip Kovce als Co-Autor).

Der Co-Leiter des «unternehmen mitte» beschäftigt sich seit den 1990er-Jahren mit dem Grundeinkommen. Sein neues Werk sei ein «Frage-Buch», er und Kovce werfen darin Fragen auf, die die Leserinnen und Leser anregen sollen. Denn: «Gute Fragen sind die besten Antworten», heisst es auf Seite 10. Und so beschäftigen sich die beiden weniger mit der Frage, wie das Grundeinkommen konkret aussehen könnte, als vielmehr damit, was die Idee Grundeinkommen für die Menschen bedeutet: «Wer bestimmt, wenn jeder selbst bestimmt?»

Die Idee des Grundeinkommens ist einfach erklärt: Jede Bürgerin, jeder Bürger erhält einen Beitrag vom Staat, den er oder sie für die Lebensexistenz braucht – ohne jegliche Bedingung. Das Geld kommt nicht auf den Lohn obendrauf, der Beitrag soll einen Teil des Lohns ersetzen. Für die meisten würde sich finanziell nichts ändern. Erwerbstätige erhalten in etwa ihren gleichen Lohn, diejenigen, die nicht arbeiten, erhalten den existenzsichernden Teil der Sozialhilfe ohne Auflagen.

Wie das alles finanziert werden soll, haben Ökonomen ausführlich beschrieben. Einige sagen: Es funktioniert. Andere meinen: unmöglich. Häni und Kovce schreiben: «Das Grundeinkommen muss nicht bezahlt, sondern verstanden werden.»

Das Recht auf Arbeit

In Bundesbern ist Grundeinkommen noch ein Fremdwort. Die meisten Politiker betrachten das Grundeinkommen eher als Hirngespinst denn als Vision. Am Mittwoch und Donnerstag berät der Nationalrat die «Volksinitiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen», welche Häni mitinitiierte. Die Frage im Parlament wird sein, ob die Initiative dort mehr als zehn Befürworter findet.

Öffentlich bekunden lediglich die Basler SP-Nationalrätin Silvia Schenker und der SP-Nationalrat Cédric Wermuth (AG) Sympathien für die Initiative. Auch SP-Nationalrat Andreas Gross (ZH) hält das bedingungslose Grundeinkommen für einen «Beitrag zur Demokratisierung der Demokratie». Die Befürworter bleiben im Parlament jedoch krasse Aussenseiter.

In der SP tut sich beim Grundeinkommen ein Graben auf. Gewerkschafter lehnen die Idee ab, da sie das Recht auf Arbeit untergrabe – ein gewerkschaftliches Ziel ist die Vollbeschäftigung. Und genau von dieser Vorstellung wollen die Grundeinkommen-Befürworter abrücken.

Ein Dauerbrenner unter Politikern ist zudem die Frage, bei welchem Betrag das Grundeinkommen fixiert werden soll. Die Angst ist gross, dass die Initiative zu einer Senkung der Sozialleistungen führt. Die Mehrheit der SP konzentriert sich deshalb darauf, die Lücken in den Sozialwerken zu schliessen und die Arbeitsbedingungen zu verbessern.

Defizite im Sozialwesen

Silvia Schenker befürwortet das Grundeinkommen, weil sie Defizite im Sozialwesen sieht: «Es gibt Menschen, die keine reelle Chance auf Erwerbsarbeit haben. Diese Menschen haben das Gefühl, sie gehören nicht dazu, weil sich unsere Gesellschaft so stark über Arbeit definiert.»

Wie man mit Menschen umgehen soll, die auf dem Arbeitsmarkt chancenlos sind, darauf habe ihre Partei keine Antwort gefunden. Das Grundeinkommen würde diesen «Fehler» beheben.

Häni sagt, er habe durchaus Verständnis für die Position der SP. Insbesondere deshalb, weil die Linke im Parlament zurzeit in der Minderheit sei und befürchte, bei einer möglichen Ausgestaltung des Grundeinkommens nicht mitbestimmen zu können.

Dazu würde es frühestens Ende 2016 kommen, nachdem die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger über das bedingungslose Grundeinkommen abgestimmt haben. Dann müssten National- und Ständerat nach einem allfälligen Ja den Verfassungstext in Gesetzesform giessen – eine noch umstrittenere Debatte wäre programmiert.

tageswoche.ch/+ovtor ×

Die Demokratie ist eine Lebensform, die sich nur entwickeln kann, wenn sie alle Bereiche des Daseins durchdringt.

Auf dem Weg zur realen Demokratie

von Andreas Gross

Ob dem Kommissär Peter Hunkeler der spanische Architekt und «Baukünstler mit Schweizer Pass» («Tages-Anzeiger» vom 12. September 2015) Santiago Calatrava ein Begriff ist, scheint mir nirgends verbürgt zu sein. Doch da Hunkelers Schöpfer Hansjörg Schneider, wie wir aus der TagesWoche wissen, ein grosser Zeitungsleser ist, dürfen wir davon ausgehen, dass Hunkeler Calatrava kennt, vielleicht sogar schätzt.

Wie viele andere dürfte Hunkeler beim Blick von der Rheinschanze flussaufwärts immer noch bedauern, dass 1990 53 Prozent der stimmenden Baslerinnen und Basler Calatravas Entwurf für eine elegante neue Wettsteinbrücke auf den «Basler Friedhof der Visionen» («BaZ») verbannten und der «unechten Zukunft» (Ernst Bloch), das heisst der Verlängerung der kommunen Gegenwart, den Vorzug gaben.

In einem seiner seltenen Interviews betont Calatrava nun trotzdem, wie sehr er die Demokratie schätzt: «Meine Gebäude zelebrieren die Demokratie.» Der Interviewer unterlässt es nachzufragen, wie es um Calatravas schwungvolle, filigrane Brückenbauten stehe. Verbinden sie doch zwei vermeintlich getrennte Ufer, ähnlich wie die demokratische Auseinandersetzung zwei Ansichten zusammenführt, die ohne Streit fruchtlos voneinander getrennt blieben.

Santiago Calatrava geht noch weiter und meint im Interview mit dem «Tages-Anzeiger» ganz generell: «Baukunst ist eine demokratische Kunst.» Dabei gelingt ihm ein Beispiel, das uns erlaubt festzustellen, welche Baukünstler diesem Anspruch genügen und welche nicht. Calatrava: «Jemand steht in einem Bahnhof, hat zwölf Stunden gearbeitet und muss pendeln. In den zehn Minuten, die er wartet, sagt ihm die Architektur: Du bist wichtig, das hier ist für dich.»

Architektur spricht den Menschen an

Als einer, der schon viel Zeit im von Calatrava erbauten Zürcher Bahnhof Stadelhofen verbracht hat, kann ich nur bestätigen: Die Message kommt an. Der Mensch wird durch die Architektur angesprochen; sie bringt ihm Respekt entgegen, erhebt ihn über das profane Dasein hinaus. Sie macht ihn nicht klein, erniedrigt ihn nicht, wie denjenigen, der den Mailänder Hauptbahnhof betritt – für mich ein Sinnbild faschistischer Architektur.

Mit seinem Bekenntnis zur Demokratie stellt sich der Baukünstler Calatrava in die leider von zu vielen vergessene Tradition

Andreas Gross ist Politikwissenschaftler, SP-Nationalrat und Mitglied der Parlamentarischen Versammlung im Europarat.
tageswoche.ch/themen/Andi Gross

des Rheinländer Philosophen Ernst Bloch (1885–1977). Dieser hatte im US-Exil während der 1930er- und 1940er-Jahre die «Seelenlosigkeit» vieler Werke von weniger künstlerisch orientierten Architekten beklagt und die Baukunst als «Produktionsversuch menschlicher Heimat» verstanden.

Werktags fehlende Demokratie akzeptieren, am Sonntag Demokrat sein. Das tut weder dem Menschen noch der Demokratie gut.

Heimat nicht im reaktionär nostalgischen Sinn, sondern so, wie es Bloch unnachahmlich zum Schluss seines grossen Werkes «Das Prinzip Hoffnung» formuliert hat: «Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäusserung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.»

In dieser Heimat würde sich auch der rastlose Kommissär Hunkeler wohler fühlen. Denn ihm geht es durchaus um das, was Bloch unter der «realen Demokratie» versteht, keine «absolute» (Mosaik vom 11. September) mit der Allmacht weniger, sondern eine, in welcher der Mensch immer und überall Demokrat sein und Demokratie leben kann. In seinem neuen Fall, «Hunkelers Geheimnis», wird Hansjörg Schneider an zwei Orten diesbezüglich sehr deutlich. Einmal, in einer Betrachtung über Basel als «durch und durch urbane Stadt ohne Hinterland», deshalb eben doch wie ein Dorf funktionierend. Dort heisst es dann so nebenbei aber deutlich: «Dabei hat Rot-Grün eine Mehrheit in dieser Stadt und hätte die Macht, zu regieren. Aber sie regieren nicht, sie verwalten bloss.»

Etwas später lässt Hansjörg Schneider sogar «abdanken», was so gar nie war und folglich auch nicht abdanken kann: Basels Politik sei ein Witz, lässt er einen Beobachter sagen: «Die wichtigen Fragen werden von der chemischen Industrie entschieden, weil die alles bezahlt. Die Demokratie hat abgedankt, weil es in der Industrie keine Demokratie gibt.»

Neue Brücken bauen

In Blochs «realer Demokratie» gäbe es auch in der Industrie, wie überall, wo Menschen arbeiten, Demokratie. Die Menschen wären nicht zur Schizophrenie verdammt, werktags die fehlende Demokratie zu akzeptieren und am Wochenende dennoch ordentliche Demokraten sein zu sollen. Weder dem Menschen noch der Demokratie kann dies guttun.

Die reale Demokratie muss erst noch werden; es gab sie noch nie. Die politische, unvollendete Demokratie ist nur wenig älter als die chemische Industrie. Sollte also politisch auch die unfertige Demokratie nicht existieren können, so lange sie nicht auch in der Chemischen zu Hause ist, dann hätte Basel noch nie eine Demokratie gehabt.

Präziser und auch konstruktiver wäre die Frage, wie wir aus der halben, wochenendlichen oder feierabendlichen Demokratie zu einer vollständigeren kommen könnten. Reichen dazu traditionelle Mitbestimmungsrechte, Betriebsräte und Gesamtarbeitsverträge aus? Oder braucht es auch die Mitbestimmung über die Verwendung dessen, was aus den Erträgen für Löhne und neue Investitionen ausgegeben wird?

Der Bau von Brücken zu neuen Mosaiken der Demokratie steht uns erst bevor. Ihr Abbruch könnte erst passieren, wenn diese Versuche scheitern. Beginnen wir aber mit dem Ende statt mit dem Anfang, unterlassen wir auch den Versuch. Und wären dann tatsächlich gescheitert, bevor wir hätten erkennen können, dass es durchaus auch gelingen könnte.

tageswoche.ch/+99skv ×

Katalonien

Die katalanische Unabhängigkeitsbewegung fährt volle Kraft voraus. Gewinnen bei den Regionalwahlen am Sonntag die Separatisten, soll bald die Trennung von Spanien folgen.

Die Seperatisten gehen All-in

von Julia Macher

Die Anschrift macht erst stutzig, lässt dann aber schmunzeln: Avinguda Madrid, 87. Hier also residiert das Bündnis, das mit Spanien brechen will, ausgerechnet an der Strasse, die die Hauptstadt des Gegners im Namen trägt. Ein Zufall, lacht der Pressemann, als er die Tür zum Büro von Junts pel S (Gemeinsam für das Ja) öffnet.

Die Wände sind weiss, auf den Tischen stehen Laptops, man telefoniert per Handy. Nicht mal ein Logo des Bündnisses klebt am Schaufenster. Zeit sich einzurichten gab es nicht. Schliesslich hat man sich erst Mitte Juli zusammengefunden, zu einer ideologisch höchst heterogenen Liste.

Da findet sich der Spitzenkandidat der linksrepublikanischen Esquerra Republicana neben dem konservativen katalanischen Regierungschef Artur Mas, die agitationserfahrene Ex-Präsidentin der katalanischen Bürgerbewegung «Assemblea Nacional» neben der Ex-Präsidentin des Kulturvereins Òmnium oder der Liedermacher Lluis Llach und – auf dem letzten Platz – Fussballtrainer Pep Guardiola.

Das 125 Seiten starke Programm lässt sich im Grunde auf einen einzigen Punkt reduzieren: Wir wollen einen eigenen Staat. Der Zeitplan ist ambitioniert. Erhält die Liste gemeinsam mit der linksradikalen CUP die absolute Mehrheit, soll innerhalb von sechs bis acht Monaten die Unabhängigkeit erklärt und innert von 18 Monaten ein verfassungsgebendes Parlament gewählt werden. Vorgezogene Neuwahlen als indirektes Plebiszit – es ist dies die jüngste Volte im seit Jahren andauernden Konflikt zwischen Barcelona und Madrid.

Abspaltung – und dann?

Als Nummer 1 auf der Junts-pel-Sí-Liste kommt Raül Romeva die Aufgabe zu, den gewagten Plan nach aussen zu verteidigen. Der 44-jährige Politikwissenschaftler und Hobbyschwimmer, der das Hemd gerne leger über der Jeans trägt, gehört keiner der beiden grossen Parteien an und ist auch sonst von innenpolitischen Querelen unbeleckt. Als Vertreter der katalanischen Grünen sass er zehn Jahre lang im Europa-Parlament, war für Unesco und OECD in Bosnien und Herzegowina. «Per Regionalwahlen über eine Sezession abstimmen zu lassen ist nicht ideal», gibt Romeva zu und sucht nach einem freien Platz im improvisierten Büro. «Aber es ist der einzige Weg, den man uns gelassen hat.»

Madrid hat unter dem Hinweis auf die Verfassung ein Referendum nach schottischem Vorbild stets ausgeschlossen und auch sonst alle Verhandlungsversuche abgeblockt. «2012, 2013 und 2014 haben zwei Millionen Menschen friedlich demonstriert, für ein Referendum, für die Unabhängigkeit – und der Staat hat darauf nicht reagiert. Dann haben wir letztes Jahr in einer symbolischen Befragung abstimmen lassen, und der Staat stellt einen Strafantrag gegen unseren Ministerpräsidenten», empört sich Romeva und hebt an zu einem langen Exkurs über die Gründe für eine Sezession.

Die Autobahnen, für die in Katalonien teure Maut bezahlt werden muss, während man im armen Süden kostenlos über frisch geteerte Strassen brettert. Die fehlenden Investitionen in die Mittelmeerstrasse, über die Waren und Personen von den wichtigsten Häfen nach Europa transportiert werden sollen. Das Autonomie-Statut von 2006, das radikal zusammengestrichen und dann vom Verfassungsgericht in entscheidenden Passagen suspendiert wurde. Die Blockade Spaniens, das Katalanische als EU-Sprache zuzulassen. Was die katalanische Unabhängigkeitsbewegung antreibt, ist eine komplizierte Melange aus Strukturproblemen, Krisenfrust und dem Gefühl ständiger Zurücksetzung.

Der Gegenentwurf zum Status quo kommt zurzeit noch etwas inhaltsleer daher: Im Wahlspot der Liste spazieren lachende Menschen über Wiesen und Strand, in einer Art Arkadien, in der homosexuelle Paare ebenso glücklich werden wie fleissige Arbeiterinnen und innovative Wissenschaftler.

Wie die katalanische Republik einmal aussehen soll, weiss man auch bei Junts pel Sí nicht so genau. «Wir bleiben auf jeden Fall in der EU», sagt Artur Mas, Ministerpräsident der wirtschaftsstarken Region. Dabei weht den Katalanen gerade aus Brüssel Gegenwind entgegen. Eine Sezession habe auf jeden Fall den «automatischen Ausschluss aus der EU» zufolge, warnte die Europäische Kommission; auch die spanischen Grossbanken haben angekündigt,

ANZEIGE

Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt
Kantons- und Stadtentwicklung
▶ Gleichstellung von Menschen mit einer Behinderung

Montag, 28.9.2015, 18.15 – 19.30 Uhr
Ackermannshof, Basel

IM GESPRÄCH
Martin Haug trifft
Pirmin Vogel
☒ gehörlos, ☒ schwerhörig, ☒ CI-Träger

Künstlerischer Auftakt: Joel Toggenburger, Deaf Slam

LENGSFELD

Das Bündnis Junts pel Sí um Kataloniens Präsident Artur Mas will die Trennung von Spanien um jeden Preis. FOTO: REUTERS

Katalonien bei einem Austritt aus der Eurozone zu verlassen. «Die EU ist pragmatisch genug, um 7,5 Millionen Katalanen nicht einfach hängen zu lassen», glaubt Romeva. «Das Einzige, was die EU will, ist eine demokratische Legitimation.»

Kein Platz für Plan B

Doch gerade die könnte zum Stolperstein werden. Denn auch wenn den Wahlen das Etikett «plebiszitär» anhängt: Die für eine Sezession von Spanien notwendige Mehrheit definiert Junts pel Sí nicht nach Stimmen, sondern allein nach Abgeordneten. Da bei der Auszählung die Wahlkreise aus dem katalanischen Hinterland ein leichtes Übergewicht haben, könnte es sein, dass die Sezessionsparteien zwar die meisten Abgeordneten stellen, aber nicht die absolute Mehrheit der Stimmen auf sich versammeln. Auch das wäre dann für Junts pel Sí ein Ja zur Unabhängigkeit. Aber sind die Wahlen dann noch ein Referendum?

Als Artur Mas, Raül Romeva und Oppositionschef Oriol Junqueras danach gefragt werden, kontert der katalanische Ministerpräsident: «Ich tausche diese Wahlen sofort gegen ein echtes Referendum, aber das hat man uns ja verboten.»

Zu diesem Zeitpunkt schwenken wenige Hundert Meter entfernt Hunderttausende Menschen Estelades, die sternverzierten gelb-rot-gestreiften katalanischen Fahnen, das Emblem der Unabhängigkeitsbewegung. Es ist Diada, katalanischer Nationalfeiertag, die Zeit der grossen Gesten. Für Bedenken oder Gedankenspiele zu einem Plan B ist kein Platz.

Dabei ist das Szenario nicht an den Haaren herbeigezogen. Umfragen sagen den separatistischen Parteien zwar eine absolute Mehrheit voraus. Allerdings weiss jeder vierte Katalane noch nicht, wo er am Sonntag sein Kreuz machen wird. Den Zahlen zufolge, die die katalanische Tageszeitung «La Vanguardia» erhoben hat, heissen nur 15 Prozent der Katalanen ein Vorpreschen um jeden Preis gut. Die linksradikale CUP, welche für eine absolute Mehrheit der Sezessionisten unabkömmlich sein wird, hat bereits angekündigt, nur eine Stimmenmehrheit als Pro-Unabhängigkeits-Votum gelten zu lassen. Die Situation ist verfahren, das entgeht niemandem. Nur jeder Fünfte glaubt daran, dass nach dem Wahlsieg tatsächlich die Unabhängigkeit erklärt wird.

Unweit der Büroräume von Junts pel Sí sitzt Montse Ribes am Tresen einer Frühstücksbar. Ganz sicher sei sie noch nicht, aber wahrscheinlich werde sie am Sonntag ihr Kreuz bei einer der beiden Unabhängigkeitslisten machen. Weil sie einen eigenen Staat möchte? «Naja, vor allem, weil sich was ändern soll», sagt die Fremdsprachensekretärin und nippt am Milchkaffee. «Nur, wenn wir laut genug sind, bekommen wir endlich das Geld, das uns zusteht. Oder vielleicht doch irgendwann ein echtes Referendum.»

Druck machen und hoffen

«Nur wenn wir eine absolute Mehrheit haben, können wir auf Gesten aus Madrid hoffen», sagt auch Raül Romeva. Die Signale, die von der Avinguda Madrid ausgehen, könnten ein letztes Rauchzeichen in Richtung Hauptstadt sein: Im Dezember wird in Spanien ein neues Parlament gewählt; je grösser der Druck aus Katalonien, desto grösser die Chance, dass Barcelona und Madrid tatsächlich verhandeln.

tageswoche.ch/+9w3un ×

Basel-Stadt

Basel

Baumgartner-Blind, Verena Ursula, von Oensingen/SO, 20.04.1940–22.09.2015, Rheinfelderstr. 12, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Baur-Dill, Hermann, von Basel/BS, 28.03.1921–11.09.2015, Spiegelbergstr. 29, Basel, wurde bestattet.

Beerli, Thomas Michael, von Basel/BS, 03.09.1960–11.09.2015, Schwörstadterstr. 8, Basel, wurde bestattet.

Benninger-Weibel, Werner, von Jeuss/FR, 03.10.1924–15.09.2015, Mülhauserstr. 26, Basel, wurde bestattet.

Brönnimann-Gebhardt, Marie, von Zimmerwald/BE, 24.04.1928–23.08.2015, General Guisan-Str. 107, Basel, wurde bestattet.

Buchli, Willi Paul, von Safien/GR, 15.12.1947–15.09.2015, Im Rankhof 10, Basel, wurde bestattet.

Buchs-Högenauer, Sofie, von Basel/BS, 05.05.1935–21.09.2015, Gärtnerstr. 79, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 30.09., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Carloni-Baldassa, Antonio, aus Italien, 27.07.1939–14.09.2015, Klybeckstr. 42, Basel, wurde bestattet.

Decker-Höllstin, Franz Urs, von Basel/BS, 25.12.1946–18.09.2015, Unterer Batterieweg 150, Basel, wurde bestattet.

Dellers, Michael Walter, von Basel/BS, 15.10.1956–12.09.2015, Klybeckstr. 253, Basel, Trauerfeier: Freitag, 25.09., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Dürrenmatt-Kaufmann, Ulrich Andreas, von Guggisberg/BE, 17.09.1937–06.09.2015, St. Johanns-Platz 18, Basel, wurde bestattet.

Eisinger, Josephine, aus Deutschland, 29.03.1927–15.09.2015, Allmendstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Garnier, Etienne, von Basel/BS, 20.07.1936–06.09.2015, Birsigstr. 24, Basel, wurde bestattet.

Germann, Hildegard, von Schaffhausen/SH, 17.04.1932–20.09.2015, Totentanz 10, Basel, Trauerfeier: Freitag, 25.09., 14.00 Uhr, St. Marienkirche.

Herren-Schneider, Heidi, von Mühleberg/BE, 28.12.1948–20.09.2015, Ochsengasse 29, Basel, Trauerfeier: Montag, 28.09., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hofmeister, Franz Josef, von Wolfenschiessen NW, 23.07.1932–16.09.2015, Sperrstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Humbel-Marguerat, Huguette Lilianne, von Boniswil/AG, Lutry/VD, 08.08.1930–04.09.2015, Käferholzstr. 145, Basel, wurde bestattet.

Isler, Vera, von Basel/BS, 28.05.1931–22.09.2015, Steinentorberg 18, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Jäger-Zumkehr, Alice Elisabeth, von Basel/BS, 21.12.1920–12.09.2015, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

John, Heidi, von Basel/BS, 10.06.1942–16.09.2015, Delsbergerallee 17, Basel, Trauerfeier: Montag, 28.09., 14.30 Uhr, Heiliggeistkirche.

Kleiber-Juillerat, Georg Otto, von Basel/BS, 29.11.1922–11.09.2015, Mülhauserstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Klossner, Walter, von Diemtigen/BE, 31.05.1940–14.09.2015, Weiherhofstr. 125, Basel, wurde bestattet.

Lerch-Baumgartner, Erna Rosa, von Basel/BS, 08.03.1926–11.09.2015, Lehenmattstr. 225, Basel, wurde bestattet.

Loosli-Stalder, Edith Sophie, von Basel/BS, 30.10.1929–13.09.2015, Holeestr. 119, Basel, wurde bestattet.

Lorenz-Meier, Julia, von Zell/LU, 19.01.1931–18.09.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Maiorana-Fortunato, Giuseppe, aus Italien, 10.02.1931–04.09.2015, Inselstr. 36, Basel, Trauerfeier: Freitag, 25.09., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Neurohr Weber, Barbara Erika, von Basel/BS, 16.12.1958–12.09.2015, Amerbachstr. 23, Basel, wurde bestattet.

Niedermann, Franz Bruno, von Basel/BS, 23.05.1930–16.09.2015, Achilles Bischoff-Str. 7, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 29.09., 14.00 Uhr, kath. Kirche Therwil.

Nussbaum, Peter, von Mirchel/BE, 30.01.1951–12.09.2015, Hammerstr. 161, Basel, wurde bestattet.

Quadri-Ambrosini, Franco, von Origlio/TI, 07.09.1928–14.09.2015, Bläsiring 160, Basel, wurde bestattet.

Rathjens, Ella Wilhelmine, von Basel/BS, 20.07.1927–11.09.2015, Murtengasse 2, Basel, wurde bestattet.

Röhrl-Wirz, Marianne, von Basel/BS, 02.06.1947–31.08.2015, Wintersingerweg 8, Basel, wurde bestattet.

Rotzetter, Marie, von St. Silvester/FR, 28.04.1929–21.09.2015, Sternengasse 27, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 29.09., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schlumpf-Oehler, Natalie, von Basel/BS, 29.10.1921–07.08.2015, St. Johanns-Ring 122, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 29.09., 14.00 Uhr, Johanneskapelle, St. Johanns-Ring 122, Basel.

Schneider, Ruth, von Basel/BS, 02.12.1927–18.09.2015, Lerchenstr. 65, Basel, wurde bestattet.

Stopyra-Steiner, Mathilde, von Basel/BS, 08.04.1918–14.09.2015, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Voellmy-Huwiler, Jean Nicolas, von Basel/BS, 16.04.1927–12.09.2015, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Wackernagel, Anna Katharina, von Basel/BS, 02.10.1941–12.09.2015, Kapellenstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Wittmer, Jörg, von Basel/BS, 06.10.1927–13.09.2015, Sempacherstr. 57, Basel, wurde bestattet.

Zimmermann-Meury, Louise Katharina, von Leibstadt/AG, 30.07.1926–16.09.2015, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Auch ich bin auf die grosse Reise gegangen …

Vera Isler

28.5.1931 – 22.9.2015

Nach einem reichen, intensiven, künstlerischen Leben und einer kurzen, schweren Krankheit durfte ich sanft einschlafen.

Unsere Gedanken begleiten Vera auf ihrer Reise:
Kate Isler und Harry Roos mit Aaron und Marlon
Franziska Hurt
Sarah und Lukas Hess-Hurt
Jonas Hurt
Judith und Richard Bossard

Die Bestattung findet im engsten Familien- und Freundeskreis statt. Freunde und Verwandte werden zu gegebener Zeit zu einem Abschiedsfest eingeladen.

Traueradressen:
Kate Isler, Birmannsgasse 12b, 4055 Basel
Franziska Hurt, Lindenstrasse 33, 4123 Allschwil

KUNSTHALLE BASEL

Traurig nehmen wir Abschied von unserem ehemaligen Direktor

Prof. Dr. Jean-Christophe Ammann
14. Januar 1939 – 13. September 2015

Jean-Christophe Ammann leitete die Kunsthalle Basel von 1978 bis 1988. Er verstand es, die Präsentationen internationaler Kunst mit lokalem Kunstschaffen zu verbinden. Er hat die Geschichte der Kunsthalle Basel mit seiner starken Persönlichkeit geprägt und wir sind ihm sehr dankbar dafür.

Den Angehörigen sprechen wir unsere tiefe Anteilnahme aus.

Im Namen der Kommission und der Mitglieder

Dr. Elena Filipovic
Direktorin der Kunsthalle Basel

Dr. Martin Hatebur
Präsident des Basler Kunstvereins

---

laufend aktualisiert: tageswoche.ch/todesanzeigen

Homosexualität im Sport

Ein Sportverein nur für Homosexuelle? Das gibts in Basel schon seit 25 Jahren. Und es braucht ihn leider nach wie vor.

Die Rede vom schwulen Schuss

von Daniel Faulhaber und Céline Berset

Auf der grossen Bühne des Sports wird gerne das beliebte Stück von Integration und Toleranz inszeniert. Doch Homosexuelle sind dabei meist nur Statisten. Deshalb gibt es Lesbian & Gay Sport Regio Basel, und das seit 25 Jahren. Zu diesem Jubiläum haben wir mit den Vorstandsmitgliedern Walter Bartolotta und Katrin Ginggen über Geschlechterrollen im Sport, Verständnishürden und Cristiano Ronaldo gesprochen.

Lesbian & Gay Sport Regio Basel gibt es seit 1990. Seither hat sich die Gesellschaft verändert. Braucht es im Jahr 2015 noch einen Lesbian & Gay Sport Verein (L&G)?

Walter Bartolotta: Darf ich fragen, ob Sie in einem Sportverein sind?

Nein, sind wir nicht.

Bartolotta: Glauben Sie mir, wenn Sie in einem wären, würden Sie dort vermutlich auf wenige Schwule und Lesben stossen. Es stimmt zwar, bezüglich der Akzeptanz von

Wer so hetero ist wie Cristiano Ronaldo, kann auch in Unterhosen posen, ohne dass das homosexuell wirkt. FOTO: GETTY IMAGES

Homosexuellen hat sich vieles verändert. Von einer Selbstverständlichkeit sind wir aber noch weit entfernt. Aber ich weiss auch gar nicht: Wünschten wir uns das denn, dass es uns nicht mehr braucht?

Katrin Ginggen: Ich wünschte mir schon, dass es uns nicht mehr braucht. Das würde bedeuten, dass es nicht nur eine Toleranz, sondern auch eine Akzeptanz von Lesben und Schwulen in der Gesellschaft gibt. Aber ich bin trotzdem froh, dass es uns gibt, weil wir ja nicht einfach ein Auffangbecken sind, sondern auch ein wichtiges kulturelles Standbein für Lesben und Schwule hier in Basel bieten. Die Möglichkeiten, sich in der Szene ausserhalb von Partys einfach an einem Ort zu treffen, haben enorm abgenommen, seit es das Internet gibt.

Wie sind Sie zum Verein gekommen?

Ginggen: Bereits vor meinem Coming-out habe ich viel Badminton gespielt, nach einer Pause und dem Umzug nach Basel hatte ich wieder Lust darauf. Bei L&G habe ich einen Verein gefunden, der die soziale und die sportliche Komponente abdeckt.

Was steht denn bei L&G eher im Vordergrund: Das gesellschaftliche Zusammensein oder der Sport?

Bartolotta: Primär geht es um den Sport, wobei die Vereinsgründung am Anfang auch einfach eine Voraussetzung war, um beispielsweise bei der Stadt eine Halle mieten zu können.

Ginggen: Einen Verein brauchte man auch für die Teilnahme an den internationalen Gay-Games, an denen 1990 das erste L&G-Volleyballteam teilnahm. Auch dort steht natürlich die Leistung im Fokus, da wird richtig gefightet. Auch wenn es keine Qualifikation gibt, wie es sonst üblich ist.

An diesen Wettkämpfen kommen Sie in Kontakt mit L&G-Vereinen anderer Nationen. Sprechen Sie dort auch über die sportliche und gesellschaftliche Integration von Homosexuellen in anderen Ländern?

Bartolotta: Wir sind uns bewusst, dass es uns hier in der Schweiz viel besser geht als anderen Vereinen – aus Russland oder Ungarn etwa. Diese Teams versuchen wir jeweils zu unterstützen, wenn es um die Teilnahme an den Wettkämpfen geht. Und wenn wir können, versuchen wir als Verein auch eine politische Wirkung zu erreichen.

Auch in der Schweiz wird das Thema Homosexualität und Sport eher stiefmütterlich behandelt, Kampagnen wie diejenige der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Sportämter vom Januar 2014 bilden die Ausnahme. Fehlt Ihnen die Rückendeckung der grossen Sportverbände?

Bartolotta: Für unseren Alltag als Verein eigentlich nicht. Wir stossen nie auf Hürden, wenn es etwa darum geht, eine Halle zu mieten. Aber klar, wenn grosse Sportanlässe in offen homophoben Ländern stattfinden, dann wünschen wir uns natürlich ein deutliches Signal von den oberen Etagen der Sportverbände. Denn homosexuelle Sportlerinnen und Sportler können zwar in Sotschi starten, aber sie müssen einen Teil von sich verbergen. Dagegen muss man sich einsetzen.

Kommen die Mitglieder zu L&G Sport, weil sie in anderen Vereinen Anfeindungen erleben mussten?

Ginggen: Das kann sein, aber ich glaube eher, dass die Leute zu uns kommen, weil sie sich hier nicht erklären müssen. Diese Entspannung wird als positiv empfunden. Aber es ist ja nicht so, dass wir als Homosexuelle eine homogene Gruppe wären. Wir sind alle lesbisch oder schwul und machen Sport. Das ist der einzige gemeinsame Nenner. Alles andere ist sehr divers, da sind wir superbunt.

Inwiefern ist Inter- und Transsexualität im Verein ein Thema?

Ginggen: Ein sehr spannendes Thema. Ich habe mir auch schon überlegt, ob das L&G erweitert werden müsste aus dem Baukasten von LGBTIQA. Wir sind schon heute offen für jegliche Geschlechterrollen, sexuelle Orientierungen und so weiter. Nur im Namen kommt das bisher nicht zum Ausdruck.

«Es ist erniedrigend, wenn eine Person vor Wettkämpfen ihr Geschlecht beweisen muss.»

Auf der offiziellen Sport-Bühne hat Geschlechterdiversität nach wie vor überhaupt keinen Platz.

Bartolotta: Das ist wirklich ein schwieriges Thema. Einige Sportarten leben nun mal von der Kraft. Wenn sich nun jemand als Frau identifiziert, aber einen Männerkörper hat – wo soll er oder sie dann starten? Bei den Frauen? Die anderen Athletinnen fänden das natürlich unfair.

Ginggen: Ein grosses Problem sind gewiss die Geschlechtertests, die gemacht werden. Es ist absolut erniedrigend, wenn eine Person vor Wettkämpfen ihr Geschlecht beweisen muss.

Es gibt eine ganze Reihe von Sportarten, bei denen Kraft überhaupt keine Rolle spielt. Nehmen wir Curling oder Schach zum Beispiel. Doch selbst bei diesen Sportarten wird an einer strikten Trennung der Geschlechter festgehalten.

Bartolotta: Das macht tatsächlich keinen Sinn. Diese Sportarten zu öffnen könnte dabei helfen, trans- oder intersexuelle Sportlerinnen und Sportler zu integrieren.

Einen Sonderfall stellt der Fussball dar, der oft als Plattform für Homophobie missbraucht wird. Der Fall des homosexuellen deutschen Fussballers Thomas Hitzelsperger hat zwar viele Wellen geworfen, aber hat sich seither etwas geändert?

Bartolotta: Wir haben Hitzelsperger zu einem unserer Podien eingeladen, aber er hat leider keine Zeit. Das Verrückte ist, dass dieser Fall überhaupt so viel Wellen werfen konnte. Wenn sich sonst jemand outet, wird das nicht gross thematisiert. Aber plötzlich gibt es diesen einen Fussballer, der bis heute keine Nachahmer gefunden hat, schon gar nicht unter den aktiven Fussballern.

Ginggen: Fussball ist nun mal die meistbeachtete Sportart. Die enorme Aufmerksamkeit birgt einfach ein grösseres Risiko, sich zu outen, ganz besonders für Männer. Was würde ein Coming-out eines aktiven Profifussballers für seine männlichen Fans bedeuten? Wäre er weiterhin Idol und Vorbild? Würden sich seine Fans noch mit ihm identifizieren?

Ist es denn für Frauen weniger problematisch, sich im Sport zu outen?

Bartolotta: Im Frauenfussball gibt es das umgekehrte Klischee. Leistungssportlerinnen sehen sich oft von vornherein mit der Annahme konfrontiert, Lesben zu sein. Das führt dazu, dass Frauen ihre Heterosexualität aktiv kommunizieren oder sich abseits des Sports als «richtige Frauen» erkennbar machen müssen. Bei männlichen Sportlern würde nie jemand auf die Idee kommen, an ihrer Männlichkeit zu zweifeln.

Ginggen: Ich glaube zudem, dass auch die Dimension der Bühne eine Rolle spielt. Frauenfussball hat einfach nicht dieselbe Reichweite.

Der Fussball wäre doch eine ideale Plattform für eine Ent-Tabuisierung des Themas. Warum ist ausgerechnet die enorme Breitenwirkung ein Hindernis auf diesem Weg?

Ginggen: Fussball ist ein extrem männlich geprägter Sport. Und Schwulen wird häufig abgesprochen, dass sie tough und schnell sind, dass sie Kraft haben. Und das vermischt sich dann mit Klischeevorstellungen und mündet in Floskeln wie der Rede vom schwulen Schuss.

Bartolotta: Die ganze Gefühlsebene bekommt einen ganz anderen Touch, wenn ein homosexueller Mann dabei ist. Umarmungen sind auf einmal ein Problem, Emotionen zeigen auch. Ganz sicher nicht für alle. Aber ich glaube, viele sehen Homosexuelle als eine Art Gefahr für diese männli-

che Szene. Ich bin sehr gespannt, was bei unseren Podiumsdiskussionen zu diesem Thema gesagt werden wird.

Homosexuelle gelten folglich als unmännlich. Gleichzeitig modeln Fussballidole in neckischen Posen für Unterwäschelabels oder Körperpflege-Produkte und niemand stört sich daran. Wie passt das zusammen?

Ginggen: Diese Spieler sind Superstars und bekanntermassen heterosexuell. Darum können sie es sich auch erlauben, mit diesen Geschlechterrollen zu spielen. Ihr Status wird dadurch nicht angezweifelt – im Gegenteil. Damit sind sie eben nicht nur Fussball-, sondern auch noch Pop-Stars. Der Fussball ist so männlich besetzt, dass sich Fussballer abseits des Platzes fast alles erlauben können, ohne dass ihre Sexualität infrage gestellt wird.

Weiche Züge werden auch Fussballern zugestanden – solange feststeht, dass sie heterosexuell sind.

Warum ist ein offener Umgang mit Sexualität gerade im Sport dermassen schwierig?

Bartolotta: Vielleicht, weil im Sport die Körperlichkeit so sehr im Fokus steht. Im Sport kommt zum Ausdruck, was sonst auch noch in den Köpfen steckt. Als Mann gegen eine Frau zu verlieren kommt einer Höchststrafe gleich. Wir leben nach wie vor in einer patriarchalen Gesellschaft. Das lässt sich leicht in der Geschäftswelt, aber auch in den Familienstrukturen nachvollziehen.

Ginggen: Wir sind noch weit weg von einer Selbstverständlichkeit in Hinsicht auf gleichberechtigte Strukturen. Und solange das so ist, muss man die Selbstverständlichkeit einfordern, indem man darauf pocht und sie zum Thema macht.

«Bei männlichen Sportlern würde keiner auf die Idee kommen, an ihrer Männlichkeit zu zweifeln.»

Das tun Sie, indem Sie das 25-jährige Bestehen Ihres Vereins feiern.

Ginggen: Genau, wir wollen uns feiern und uns auch nach aussen zeigen, denn es sieht so aus, als würden diese Themen immer noch auf grosses Interesse stossen. Nicht nur bei Leuten, die es direkt betrifft, weil sie sich noch nicht geoutet haben oder aus anderen Gründen. Die Diskussion muss am Laufen gehalten werden, denn viele denken, dass doch bereits alles erreicht ist. Das denken wir aber nicht.

tageswoche.ch/+r4sdc ×

Zum 25-jährigen Jubiläum finden Podiumsveranstaltungen und eine Party statt. Weitere Informationen finden Sie auf der Webseite www.lgsportbasel.ch.
Homophobie und Sexismus rund um den Fussball: 28. September, 19.30 Uhr in der Fussballkulturbar didi:offensiv.
Wie viele Geschlechter kennt der Sport? 9. Oktober, 19.30 Uhr, didi:offensiv.
Jubiläumsparty: 24. Oktober, 20 bis 3 Uhr, Halle 7, Dornacherstrasse 192.

ANZEIGE

Simply Red lancieren diesen Herbst ihre neuste Welttournee. An den Drums gibt der 40-jährige Schweizer Roman Roth den Takt an. Die Geschichte einer erstaunlichen Karriere.

Simply Roth: Der Weg eines Drummers aus Möhlin nach London

Wie schafft man es in die Royal Albert Hall? «Meine gutschweizerischen Eigenschaften haben geholfen.» FOTO: NILS FISCH

von Marc Krebs

Roman Roth hat das erreicht, wovon viele junge Musiker träumen: Er spielt in grossen Hallen, gefeiert vom Publikum, das die Songs mitsingt. Dieser Tage probt er für seine erste Europatour als Schlagzeuger von Simply Red. Jener britischen Band, die in den letzten 30 Jahren 50 Millionen Tonträger verkauft hat. Viele Hits, viele Fans – rund um die Welt. Bei dieser Gruppe also gibt jetzt ein Schweizer den Takt an? Wie ging denn das?!

Das wollen wir vom 40-Jährigen bei seinem Abstecher in die alte Heimat wissen. Bereitwillig und bescheiden gibt er Auskunft – nachdem er seiner frischgebackenen britischen Gattin Claire erklärt hat, wo sich die Basler Shoppingmeile befindet.

Wir setzen uns in den Innenhof des Bistros «1777». Roman Roth wünschte sich einen Ort, wo Ueli Bier ausgeschenkt wird, sein altes Lieblingsbier, das über den Rhein, nicht aber über den Ärmelkanal exportiert wird.

Roth hat sich seine Sporen in der Schweiz abverdient. Sein Ausbildungsweg führte ihn von der Musikschule im Heimatdorf Möhlin über die Musikwerkstatt in Basel, wo er bei Markus Fürst Schlagzeugunterricht genoss, jenem Mann, der bei Stiller Has auf die Pauke haut.

Früh träumte er davon, Profi zu werden, auf den Spuren seiner grossen Idole wie John Bonham von Led Zeppelin zu wandeln. Nach seinem Studium an der ACM, der Academy of Contemporary Music in Zürich, baute Roth eine Schlagzeugschule auf und sein Netzwerk aus. Er wurde von Schweizer Künstlern verpflichtet: von Myron bis Natacha. Nicht alles widerspiegelt seinen persönlichen Musikgeschmack – manches würde er in seinem CV lieber ausblenden, wie er durchblicken lässt. Aber in der Schweizer Szene wählerisch sein, ist kein Luxus, den man sich leisten kann. Wer einen Weg in den kleinen Kreis findet, wo anständige Gigs auch anständig bezahlt werden, kann froh sein.

Mit Frau Bertarelli nach London

Roth wurde auch von Kirsty Bertarelli verpflichtet. Jener Frau, die gerne Sängerin wäre, aber als einstige Miss United Kingdom und reichste Britin im Schatten ihres Mannes steht: Ernesto Bertarelli, Alinghi-Sponsor und Milliardär.

Sie heuerte nicht nur Roman Roth am Schlagzeug an, sondern auch den britischen Produzenten Andy Wright. Dieser ist unter anderem für seine Kooperationen mit Simply Reds Mick Hucknall bekannt und betreibt im Südwesten Londons ein Studio. «So lernten wir uns kennen», sagt Roth. «Der Groove untereinander war von Anfang an bestens.» Die Session mit Wright war fruchtbar, der Produzent beeindruckt von der ruhigen Art des Schweizers – und dessen Timings.

Die beiden hielten den Kontakt aufrecht, Roth wurde hin und wieder für Studioaufnahmen angefragt, jettete gelegentlich nach London. Wie erklärt er sich, dass er in der Musikermetropole, in der so viele nach Aufträgen lechzen, zum Zug kam? «Durch Zuverlässigkeit. Wenn man eine Session hat, pünktlich erscheint und dabei auch noch gut vorbereitet ist – dann fällt man auf. Ich glaube, meine gutschweizerischen Eigenschaften haben mir da geholfen», sagt er. Und vermeidet, ganz bescheiden, zu erwähnen, dass er auch noch in jeglichem Sinne höchst taktvoll ist.

Ist der Konkurrenzkampf in London nicht viel grösser als in der Schweiz? «In der Schweiz gibt es kaum noch eine professionelle Industrie. Und das Niveau in London ist ja nicht höher, weil die Briten bessere Musiker sind als wir, sondern weil es so viele qualifizierte Leute aus ganz Europa dahinzieht», sagt Roth.

Das leuchtet ein. Sein Mut zum Risiko wurde belohnt, fragte ihn Andy Wright doch unverhofft: «Hättest Du Zeit für einen Gig mit Mick Hucknall?», dessen langjähriger Schlagzeuger bei Simply Red war gerade auf Tour mit Sade. «Ich wurde für ein Privatkonzert angefragt, ausgerechnet in der Schweiz – natürlich liess ich mir diese Chance nicht entgehen!»

Der Zufall wollte es, dass just an jenem Abend der FC Basel in der Champions League gegen Manchester United antrat. Dazu muss man wissen: Hucknall ist grosser ManU-Fan, so gross, dass manche sagen, der Name Simply Red beziehe sich gar nicht auf seine Haarfarbe, sondern auf die Fussballmannschaft («Red Devils»).

«Wenn man pünktlich zu Sessions erscheint und auch noch gut vorbereitet ist, dann fällt man auf.»

Roman Roth

Vor besagtem Gig musste man Hucknall einen Fernseher in die Garderobe stellen. Die ganze Band schaute sich das Spiel an. Still und leise drückte der Aushilfeschlagzeuger dem FCB die Daumen. Als der in Führung ging, machten sich die ersten Musiker aus dem Staub. «Die Situation wurde unangenehm für mich, wussten doch alle, dass ich Schweizer bin.»

Wer hätte geahnt, dass der FC Basel an diesem 7. Dezember 2011 Fussballgeschichte schreiben würde, mit einem Sieg über das grosse Manchester United? «Beim Schlusspfiff waren wir nur noch zu zweit in der Garderobe, ich versuchte meine Freude zu verbergen. Da schaute er mich an: ‹Hattest du nicht gesagt, dass du aus Basel kommst?› Ich dachte: Scheisse. Wenn mich das bloss nicht den Job kostet, von wegen schlechtes Karma oder so. Ich stotterte also: ‹Naja, nicht direkt aus der Stadt selber, sondern vom Land, also aus der weiteren Region.›»

Mit trockenem Humor erzählt Roth diese Anekdote. Hucknall, der für seine zarten Balladen und seinen perlenden Soul, aber auch für seine Dominanz innerhalb der Band bekannt ist, entpuppte sich am Ende als fairer Verlierer. «Zum Glück hat er die Fussballniederlage nicht überinterpretiert», erinnerte sich Roth.

Im Gegenteil: Er war sehr zufrieden mit Roths Leistung und verpflichtete ihn für die Tour zu seinem «American Soul»-Soloalbum, das ihn in Konzertsäle wie die Royal Albert Hall führte. «Ein magischer Moment», sagt Roth. «Da flatterten schon kurz meine Nerven, als ich da sass und realisierte, wo ich jetzt gerade grooven konnte.»

Das Flair für perfekte Grooves

Im Zuge dessen entschied er sich, ganz nach England zu ziehen. «Ich sagte mir: Wenn ich es jetzt nicht wage, wann dann?» Er landete in einer WG – mehr konnte er sich nicht leisten in der Stadt mit den exorbitanten Mieten. «Money's too tight too mention», um es mit dem Simply-Red-Hit zu sagen. Das sollte sich ändern.

Denn vor einem Jahr kam wieder der Anruf. Mick sei sehr zufrieden gewesen mit den Solo-Gigs. Ob er bereit wäre mit Simply Red auf Tour zu gehen. Hallenstadien, von Aberdeen bis Wien, von Belfast bis Mailand. Wie konnte er dazu nein sagen? Und 2016 folgen Stadionauftritte in Südamerika und Australien.

«Manchmal muss ich mich tatsächlich kneifen», sagt Roth. Dass er diesen Traumjob gekriegt hat, dass er vor Tausenden Fans Songs spielen kann, die er selber am Radio mitsang – irgendwie surreal.

«Es gab zuvor Momente, da war ich nah dran, diesen grossen Traum aufzugeben. So wie die meisten Musiker, die sich aufs Unterrichten beschränken zugunsten eines regelmässigen Einkommens», gesteht er. Der Sprung nach England war der letzte Versuch, es im grossen Stil zu packen. Mit seinem Timing und seinem Flair für perfekte Grooves hat er es geschafft.

Ob sein Timing auch im privaten Bereich perfekt sein wird? Gleich nach Tourbeginn erwartet Gattin Claire ihr erstes Baby. «Ich werde so oft wie möglich nach London zurückfliegen zwischen den Gigs», sagt Roth. Was aber, wenn das Baby an einem Konzerttag zur Welt kommt? «Dann ist es Pech für mich. Denn bei aller Liebe fürs Familiäre, die auch Mick Hucknall auszeichnet: Die Band geht vor.»

Die Tour führt die Band auch nach Basel – was Hucknall an den ersten Gig mit seinem Drummer erinnern dürfte. Findet das Konzert doch vis-à-vis des Fussballstadions, in der Joggelihalle, statt. Für Roman Roth ein Heimspiel mit zusätzlich besonderem Touch: Im Vorprogramm steht Nicole Bernegger, jene Sängerin, die er noch aus den gemeinsamen Jugendjahren in Möhliner Schülerbands kennt. Und bei deren aktuellem Album er im Studio Schlagzeug spielte.

tageswoche.ch/+7pg84 ×

Simply Red live mit Roman Roth: 11. November 2015, St. Jakobshalle, Basel. www.romanroth.com

«Hallo, hier Gott.» Wenn Yehezkel (Ze'ev Revach) nicht gerade an einer Todesmaschine bastelt, mimt er am Telefon den Allmächtigen.

Film

Judentum und Islam kennen keine aktive Sterbehilfe. «The Farewell Party» aus Israel handelt trotzdem davon.

Der letzte Knopfdruck

von Andreas Schneitter

Gott ruft an. Doch als Zelda abnimmt, hat er nicht die erwünschte Nachricht zur Hand. Gott mahnt sie, noch länger im Altersheim auszuharren, bis ihre Stunde gekommen sei. Einen Trost gibt er ihr noch auf den Weg: Ihr Mann sende Grüsse aus dem Jenseits. «Mein Mann? Ich war nie verheiratet», antwortet Zelda erstaunt.

Von Menschen, die Gott spielen, handelt der Film «The Farewell Party», oder zumindest von solchen, die aus guten Absichten in Rollen hineinschlüpfen, die zu gross für sie werden. Natürlich war es nicht der Schöpfer selbst, der zum Hörer griff, sondern Yehezkel, ein Mitbewohner in Zeldas Altersheim, der sich die Zeit mit Tüfteleien vertreibt. Zum Beispiel mit einem Stimmenverzerrer fürs Telefon.

Aus derbem Spass wird tiefer Ernst, als sich die Krebserkrankung von Yehezkels Bruder Max drastisch verschlimmert. Max wünscht den Tod, seine Frau ist einverstanden, die Wahl fällt auf Gift, das eine Minute nach einem Anästhetikum injiziert werden soll. Damit Max nicht leidet am Gift, vor allem aber, damit niemand auf die Idee kommt, eine Autopsie durchzuführen. Denn das Gesetz in Israel verbietet aktive Sterbehilfe. Nur: Wie soll der mittlerweile fast völlig gelähmte Max das Gift zu sich nehmen?

Der Tüftler Yehezkel bastelt eine «Todesmaschine», mit der sich sein kranker Bruder per Knopfdruck das Betäubungsmittel und danach das Gift zeitversetzt selbst einflössen kann. Kernstück der Maschine ist eine Sabbatuhr – eine Uhr mit Zeitschalter, die normalerweise dazu dient, am jüdischen Ruhetag ohne menschliches Zutun den Küchenherd zu entfachen. Die Sterbehilfe gelingt, Max erhält den gewünschten sanften Tod – und das Gerücht von der «Todesmaschine» spricht sich rum im Altersheim, wo manch siechender Bewohner nur auf die Erlösung wartet.

Eine Leihgabe Gottes

Todessehnsucht im geheiligten Land – das israelische Regieduo Tal Granit und Sharon Mayom hat mit «The Farewell Party» einen Film gedreht, der zu Tränen der Komik wie der Trauer rührt. Die moralischen Fragen zur Sterbehilfe – zumal in einem Land wie Israel, wo die Rechtssprechung zu den persönlichen Fragen über Geburt, Leben und Tod von der Ethik der verschiedenen Religionen geprägt ist – führen Granit und Mayom nicht explizit ins Feld. Jedoch umkreisen sie den Film unaufhörlich.

Wie darf der Mensch, was Gott verbietet? Wem gehört das eigene Leben? Und wer darf mitreden in dieser irreversiblen Entscheidung – die Angehörigen, die Ärzte, die Geistlichen? «In Israel ist in den vergangenen Jahren Bewegung in das Thema gekommen», sagt Tal Granit, zumindest in säkularen Kreisen. Aufsehen erregte vor vier Jahren der Freitod des Radiomoderators Adi Talmor, der in die Schweiz reiste, um das Angebot zur Sterbebegleitung des Vereins Dignitas im Kanton Zürich zu nutzen.

FOTO: MAX HOCHSTEIN, SAMUEL GOLDWYN FILMS

In Israel herrschen andere Verhältnisse, sagen Granit und Mayom – obwohl das Bedürfnis da ist. «Jedes Mal, wenn wir den Film vorführten, fragte an der Publikumsdiskussion eine ältere Person, ob die Maschine tatsächlich existiere – und ob man sie benützen dürfe», sagt Mayom. Allerdings höre man solche Voten nur im säkularen Teil des Landes. «In den übrigen Regionen wurde der Film weniger gut aufgenommen. Das Leben sei ein Geschenk Gottes, das vom Mensch nicht abgelehnt werden dürfe, war die Meinung», so Mayom.

Die Debatte in Israel neu entfacht hat ein Entscheid des Obersten Gerichtshofes im Frühling 2014, der dem Wunsch eines seit neun Jahren an der unheilbaren Nervenkrankheit ALS leidenden Mannes nachkam, die lebenserhaltenden Massnahmen zu beenden. Entgegen der geltenden Rechtssprechung. «Der Entscheid wurde ausdrücklich unter den besonderen Umständen der seltenen Erkrankung gefällt, ein Präzedenzfall lässt sich daraus kaum ableiten», sagt Tal Granit.

Dass sich am grundlegenden Verbot nichts ändert, dafür sorgen die religiösen Parteien im israelischen Parlament. Ende 2014 haben sie einen Gesetzesvorstoss erfolgreich abgeblockt, der es Ärzten erlauben sollte, dem Wunsch eines Sterbepatienten straffrei nachzugeben. Die Opposition der religiösen Politiker auf jüdischer wie islamischer Seite war zu erwarten. Sowohl die Torah als auch der Koran betrachten das menschliche Leben als Geschenk, als «Leihgabe» Gottes.

Aus jüdisch-medizinethischer Sicht verlasse ein Arzt, der den Tod aktiv herbeiführe, den Rahmen medizinischer Tätigkeit, sagt Benjamin Gesundheit, in Basel geborener Onkologe und Dozent für Medizinethik an der Hebrew University in Jerusalem. «Aktive Sterbehilfe ist somit nicht erlaubt. Die Medizin hat die Aufgabe, die Qualität des Lebens zu verbessern – und nicht, es abzukürzen.» Allerdings stammen die religiösen Gebote aus einer Zeit, in der es keine vergleichbaren lebenserhaltenden Möglichkeiten gab.

Der Talmud, die tradierte Auslegeordnung der Torah, hält daher fest, dass es keine Verpflichtung gebe, unabwendbare Leiden konsequent zu verlängern. «Palliative Massnahmen sind nicht nur erlaubt, sondern können religiös begründet werden», sagt Gesundheit. «Im Talmud gibt es ein ganzes Traktat zu diesen letzten Schritten, wie man einem Sterbenden helfen kann, ohne seinen Tod aktiv zu beschleunigen.»

Das grosse Schweigen

Auch der Islam beantwortet diese Frage eindeutig. Während in den meisten islamischen Ländern Euthanasie nicht offen diskutiert und rechtlich wie ein Mord eingestuft wird, hat für die sunnitischen Muslime in den westlichen Ländern der Europäische Fatwa-Rat 2003 auf Anfrage eines deutschen Muslims eine Rechtsauskunft erteilt. Darin steht, dass laut Koran Selbsttötung «ohne den Schatten eines Zweifels» verboten sei. Selbst die Existenz von unheilbaren Krankheiten wird grundsätzlich relativiert: Gott halte für jedes Übel eine Kur zur Hand, was Fälle von «Wunderheilung» belegen würden.

Allerdings, auch das hielt der Fatwa-Rat fest, sei es in Fällen des klinischen Todes erlaubt, die medizinische Behandlung einzustellen. Denn die Rettung von Leben stuft der Koran ebenso als menschliche Pflicht ein. Medizinische Ressourcen sollen daher dort eingesetzt werden, wo sie den grössten Nutzen bringen. Der Zentralrat der Muslime in Deutschland ist vor zwei Jahren der Ansicht des Fatwa-Rates gefolgt: Bei Schwerstkranken sei es «statthaft, das Angebot von Unterlassen oder Reduktion der Behandlungsmassnahmen in Anspruch zu nehmen», schrieb der Rat.

Ansonsten sei es eine «selbstverständliche Pflicht» für jeden Muslim, «einen Sterbenden in den letzten Tagen und Stunden nicht allein zu lassen». Wenn «The Farewell Party» von Tal Granit und Sharon Mayom ein didaktisches Element habe, so sei es die Erinnerung an diese selbstverständliche Pflicht, sagen die Regisseure. «Unser Film fällt kein Urteil. Aber in unseren Recherchen haben wir festgestellt, dass selbst in religiösen Kreisen der Tod als Thema vorzugsweise umschifft und in Altersheime ausgelagert wird», so Mayom. Für alles gebe es im Leben Vorbereitungskurse – für Geburten, für die Schule, für den Armeedienst. «Doch geht es um den Tod, entscheiden wir uns fürs Schweigen.»

tageswoche.ch/+p9idf ×

«The Farewell Party» läuft ab 24. September im Kino Atelier, Basel.

Kleidertausch-Party

Textile Schatzsuche

Die erste Kleidertausch-Party im Quartiertreffpunkt Lola stiess auf so grossen Anklang, dass sie dieses Jahr erneut durchgeführt wird. Auf zwei Stockwerken können Erwachsenen-, Kinder- und Babykleider getauscht werden. Einfach eigene Sachen mitbringen, die man seit Monaten nicht mehr aus dem Schrank genommen hat, und los geht die Tauscherei. ×

Quartiertreffpunkt Lola, Lothringerstrasse 63. Freitag, 25. September, 17.30 Uhr.

Performance

Rundumschlag im HeK

Das Schweizer Kollektiv «The Wedding Party Massacre» um Fabian Chiquet (Bild) lädt diese Woche im HeK zum künstlerischen Rundumschlag zwischen Rap und Rock, Tanz und Film, Konzert und Performance. Hier wird eine Aggression inszeniert, in deren Zentrum die Ängste des modernen Lebens stehen. ×

Haus der elektronischen Künste, bis 27. September, 21 Uhr. · www.hek.ch

Städte, die ihre Einwohnerinnen und Einwohner wie Datenströme lenken, werden zum Zentrum des «Internets der Dinge». FOTO: GETTY IMAGES

Urbanisierung

Digitale Vernetzung soll die Probleme der Metropolen schlau bewältigen. Doch für die amerikanische Wirtschaftsgeografin Amy Glasmeier ist das bloss ein neuer Trend, der wenig bringt.

«Smart Citys sind ein Hype und keine Lösung»

von Samuel Schlaefli

Mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung lebt heute in Städten. Laut UNO werden es bis 2050 über 65 Prozent sein; in entwickelten Regionen sogar bis zu 81 Prozent. Folgt man der Urbanisierung und dem Bevölkerungswachstum, bräuchte es bis 2030 zusätzlich zu den 23 bestehenden Megastädten 18 Städte mit je zehn Millionen Einwohnern.

Städte sind der Nabel der Welt und sie sollen immer intelligenter werden. In «Smart Cities» vernetzen sich nicht nur die Menschen, sondern auch Autos, Maschinen und Orte des öffentlichen Lebens. Die Stadt wird zum Zentrum des «Internets der Dinge». Erste Beispiele dafür sind Songdo-City in der Nähe der koreanischen Hauptstadt Seoul oder Masdar in den Vereinigten Arabischen Emiraten.

Sensoren und neuste Kommunikationstechnologien produzieren Daten, dank derer die Effizienz, die Nachhaltigkeit und die Lebensqualität gesteigert werden soll. Die Marktforscher von Frost & Sullivan rechnen mit weltweit 26 «Smart Cities» bis 2025 und schätzen das Marktvolumen auf über 1,5 Billionen Dollar. Wirtschaftlichen Profit werden daraus vor allem grosse Technologieunternehmen wie IBM, Cisco und Siemens schlagen.

Amy Glasmeier, Professorin am Department of Urban Studies & Planning am Massachusetts Institute of Technology (MIT), gehört zu den berühmtesten Kritikerinnen des «Smart City»-Konzepts. Sie wurde vor allem mit ihrer Forschung zu Armut und Mindestlöhnen in den USA bekannt und beschäftigt sich derzeit intensiv mit Herausforderungen der globalen Urbanisierung. Wir trafen Glasmeier in Basel zum Gespräch, wo sie beim fünften «World Sustainability Forum» einen Vortrag hielt.

Frau Glasmeier, was hat Sie als Geografin dazu gebracht, sich mit «Smart Cities» auseinanderzusetzen?

Während meiner Karriere habe ich bereits mehrere Versuche erlebt, eine neue Erzählung für die nächste Ära der Urbanisierung zu finden; oft verbunden mit technologischen Utopien. Der Diskurs um «Smart Cities» ist der neuste Versuch. Ich hatte all diese grossen Versprechungen schon mal gehört und wollte herausfinden, ob die «Smart City»-Bewegung Lösungen für Probleme findet, die in früheren Initiativen ungelöst blieben.

«Die Hightech-Industrie hat den Armen keine neuen Jobs gebracht. Auch die Schulen wurden nicht besser.»

Zum Beispiel?

In den 1980er-Jahren hiess es: Siedelt «smarte» Unternehmen in eurer Region an, dadurch wird diese auch wirtschaftlich boomen. Doch die Hightech-Industrie hat für arme Bevölkerungsschichten keine Jobs gebracht und sie nicht reich gemacht. Die Schulen in den Städten wurden nicht besser und die meisten sozialen Herausforderungen wurden nicht angegangen.

Und wie lautet die grosse Verheissung diesmal?

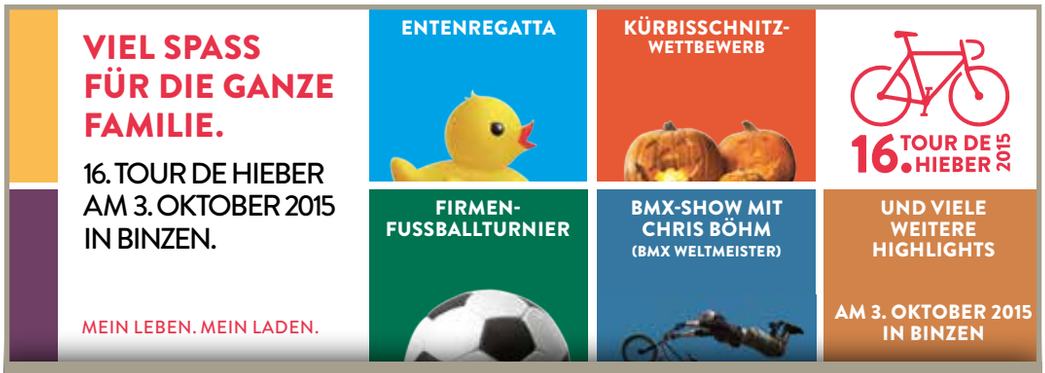
Heute wird verkündet: Macht eure Städte «smart», dann werden sich automatisch auch Unternehmen dort niederlassen und die Region wird prosperieren. Wenn ich Bürgermeister danach frage, was sie an «Smart City»-Initiativen interessiert, dann heisst es immer: Wir wollen unsere wirtschaftliche Attraktivität steigern, wir wollen effizienter und konkurrenzfähiger werden.

«Smart City» ist mittlerweile ein Buzzword. Man hört und liest überall davon, bekommt dabei aber oft das Gefühl, dass alle etwas anderes darunter verstehen. Was steckt für Sie hinter dem Begriff?

Zwei Aspekte kennzeichnen ihn: «Smart Cities» sind die Antwort auf die Frage, wie man eine ganze Reihe neuer Technologien, darunter Sensoren, Regler und Kommunikationssysteme, einsetzen kann, um die einer Stadt zugrunde liegenden Systeme zu optimieren. Das reicht vom Einsatz der Polizei über das Wassersystem,

ANZEIGE

ANZEIGE



3.ZEITFAHREN IN KANDERN-SITZENKIRCH AM 03.10.2015 BEI DER 16. TOUR DE HIEBER

Am Samstag, den 03.10.2015 ist es wieder so weit: die 16. Tour de Hieber, unser Familienfest, in Binzen steht vor der Tür. Zusätzlich zur „Tour de Hieber“ am 03.10.2015 bieten wir für die sportlich ambitionierten Radfahrer ein Bergzeitfahren an.

Strecke: 4,9 Kilometer. Das Besondere hierbei, es erfolgt eine elektronische Zeitmessung.

Start ist um 10.15 Uhr an der Kirche in Sitzenkirch. Das Ziel ist der Parkplatz vor Vogelbach.

MELDEN SIE SICH AN UNTER: WWW.HIEBER.DE/ZEITFAHREN

Startberechtigt sind alle Radfahrer mit einem Rennrad oder Mountain-Bike. Startgebühr: 10,00 Euro

Gewertet wird nach Kategorie: Rennrad unterteilt in zwei Klassen mit Lizenz und ohne Lizenz oder Mountain-Bike - je Mann und Frau

Wir freuen uns auf zahlreiche radsportbegeisterte Teilnehmer!

Ihr Hieber Team

HIEBER
MEIN LEBEN. MEIN LADEN.

die Kontrolle der Luftverschmutzung bis hin zur Kommunikationssicherung in Krisensituationen. Gleichzeitig sind «Smart Cities» aber auch einfach eine neue Strategie zur Wirtschaftsförderung.

Können Sie das erläutern?

Diese ganze «Smart City»-Geschichte ist in erster Linie ein grosser Hype. Und der hängt stark mit einer Reihe von grossen Unternehmen zusammen, die neue Anwendungen für ihre über viele Jahre hinweg entwickelten Technologien suchen. Dazu gehören IBM, Siemens, Cisco, SAP und Intel. Die CEOs dieser Unternehmen sind Pragmatiker. Ihre Aufgabe ist es, Systeme zu bauen und zu verkaufen, die innerhalb einer bestehenden Infrastruktur bestimmte Probleme lösen, wie zum Beispiel die effizientere Steuerung der Beleuchtung. Aber fundamentale Probleme der Urbanisierung wie die sich weiter öffnende Einkommensschere, die Verarmung und Isolation von Bevölkerungsschichten und Stadtteile, deren Infrastruktur komplett erneuert werden muss, lassen sich mit solchen Systemen nicht lösen.

«Die Energie ist wie das Kreislaufsystem einer Stadt, das alles antreibt. Aber niemand spricht über Kabel und Röhren, die es dafür braucht.»

Aber fällt die Verbesserung der Lebensbedingungen in einer Stadt nicht in den Aufgabenbereich des Staates?

Grundsätzlich schon. Die Bereitstellung von Abwassersystemen, funktionierende Verkehrssysteme, die Versorgung mit Lebensmitteln und Energie sind politische Aufgaben. Das ist nicht die Aufgabe von Privatunternehmen. Doch es gibt ein Problem: Das Verständnis für die Möglichkeiten der neuen Technologien ist aufseiten der Unternehmen viel grösser als aufseiten der Stadtverwaltungen. Insofern spielen die Technologie-Unternehmen auch in der Stadtentwicklung eine immer wichtigere Rolle. Einfach zurücklehnen und warten, bis Politiker Entscheidungen getroffen haben – das reicht heute nicht mehr! Unternehmen sind durch ihr Know-how zu aktiven Mitgestaltern dieser Entscheidungen geworden. Dadurch können sie auch zu einem sozialen Wandel in Städten beitragen. Die grosse Frage ist jedoch: Haben sie auch den Mut, Regierungen entgegenzutreten und bestimmte Forderungen zu stellen?

In welchen Momenten wäre denn dieser Mut gefragt?

In Indien findet derzeit ein Wettbewerb unter Städten statt. Alle wollen plötzlich «Smart Cities» werden. Den Stadtpräsidenten geht es dabei vor allem um Technologie, materielle Dinge und um Wirtschafts-

wachstum, aber nicht um die Lebensbedingungen der Menschen. Die grundlegendsten Dinge wie sauberes Wasser, ein sicheres Dach über dem Kopf oder Nahrungsmittel für Kinder fehlen oft. Der politische Enthusiasmus für «Smart City»-Initiativen verdeckt oft den Fakt, dass alles, was eine «Smart City» ausmacht, auf diesen grundlegenden Infrastrukturen beruht. Doch Politiker haben meist sehr kurze Legislaturperioden. Sie profitieren politisch von «Smart-City»-Initiativen bevor überhaupt klar wird, ob diese nachhaltig sind und den Menschen vor Ort dienen

In Basel sprachen Sie über die fehlende Priorität von Energieversorgungssystemen bei der Planung von «Smart Cities». Wie lautet Ihre Kritik?

Wenn man sich die Rhetorik rund um «Smart Cities» ein wenig genauer anschaut, so geht es dabei vor allem um Sensoren, Regler, Kontrolle und Effizienz. An erster Stelle müsste jedoch die Frage nach der Energieversorgung stehen. Denn ohne diese funktionieren weder die Wasserversorgung noch das Verkehrssystem. Die Energie ist wie das Kreislaufsystem einer Stadt, das alles antreibt. Aber niemand spricht über die Kabel und Röhren, die dafür nötig sind. Selbst wenn man sich die Berichte der Weltbank oder der UNO zu «Smart Cities» anschaut, sind Energiesysteme nur ein marginales Thema.

Führt die Debatte um «Smart Cities» also grundsätzlich an den Realitäten von heutigen Städten vorbei?

Die richtig grossen Investitionen in «Smart Cities» finden aktuell in wenigen Städten statt, die von Grund auf neu gebaut werden. Songdo-City in Südkorea zum Beispiel oder Masdar in Abu Dhabi. Die politischen und sozialen Herausforderungen sind allerdings viel kleiner, wenn man auf der grünen Wiese baut. Doch die Realität ist eine andere: Die meisten Städte sind bereits gebaut. Inwiefern hier «Smart City»-Technologien zur Lösung von Problemen beitragen können, das muss sich erst noch zeigen.

Mit welcher Art von Städten und Urbanisierung sind Planer denn heutzutage konfrontiert?

Lagos, die Hauptstadt Nigerias, erlebt derzeit ein Wachstum von 600 000 Menschen pro Jahr. Das ist unglaublich! All diese Menschen brauchen frisches Wasser, einen Ort zum Schlafen und Nahrungsmittel. Solche Städte brauchen nicht hochentwickelte Technologien, sondern grundsätzliche Infrastrukturen. Zusätzlich zum Wachstum hat sich aber noch ein anderer wichtiger Faktor verändert: Früher wurde die Urbanisierung getrieben von einem starken Wirtschaftswachstum in den Städten. Menschen, die vom Land in die Stadt zogen, konnten von diesem Boom profitieren. Auch wenn diese Landflüchtlinge oft zuerst in Slums lebten, hatten sie doch die Chance, ihren Lebensstandard über die Zeit zu verbessern. Heute deutet aber vieles darauf hin, dass dies nicht mehr der Fall ist. Das Wirtschaftswachstum hat sich deutlich verringert und wir erleben heute eine rapide Urbanisierung ohne Jobs für die Neuankömmlinge. Das ist eine sehr gefährliche Kombination.

Weshalb?

Ohne Jobs bleibt die ursprüngliche Hoffnung der Migrantinnen und Migranten unerfüllt. Doch zurück ins Heimatdorf können sie nicht mehr, weil viele zu Hause von ihrem Land verdrängt wurden. Sie sind dadurch gefangen in Lebensumständen, in welchen niemand leben möchte und die sehr ungesund sind. Das führt zu psychischen Krankheiten, zu Missbräuchen in Familien, zu Vergewaltigungen. Frauen schliessen sich ein, weil es draussen zu gefährlich ist, und haben nicht einmal genügend Geld, um mit der zurückgelassenen Familie zu telefonieren.

Welche Folgen hat das?

Eine ganze Generation Migrationskinder wächst aktuell in einer Atmosphäre des Frusts auf. Menschen sind schlicht nicht dafür gemacht, solchen Stress auszuhalten. Akute Depressionen und Paranoia sind gerade dabei, die vorherrschenden Krankheiten in Grossstädten des 21. Jahrhunderts zu werden.

«Würde ich in einer der Megastädte leben, wäre ich zufrieden mit den Basics: Sicherheit, sauberes Wasser und öffentliche Verkehrsmittel.»

Die Stadt ist also längst kein Garant mehr für ein besseres Leben.

Nein, das sehen wir auch in China. Es gibt Studien und Statistiken, welche die psychologischen Konsequenzen der Migration und die danach erlebte wirtschaftliche Unsicherheit in Städten untersuchen. Viele Menschen zeigen Symptome von posttraumatischem Stress. Und zwar in einer Häufung, wie wir sie nicht kannten. Das erfordert komplett neue Entwicklungsmodelle und es gibt genügend wissenschaftliche Evidenz, dass wir nicht auf gutem Weg sind.

Aktuell zeigen sich auch Entwicklungs- und Schwellenländer an «Smart City»-Technologien interessiert. IBM hat in Rio de Janeiro im Zuge der Fussball-WM 2014 eine Zentrale gebaut, um Informationen aus unterschiedlichen Stadtverwaltungs-Diensten zu kombinieren und auszuwerten. Eine Art Kontrollraum für eine Zwölf-Millionen-Stadt. Ist das denn nicht ein gelungenes Beispiel für eine «Smart City»?

Dank neuen Frühwarnsystemen konnten die Risiken durch Naturgefahren für die Bewohner der Favelas wahrscheinlich etwas reduziert werden. Aber die Systeme haben nichts an der Existenz der Favelas geändert oder an den Bedingungen, die dazu geführt haben, dass die Menschen dort leben. Auch wenn sich die Situation für viele Menschen vielleicht etwas verbessert – die grundsätzlichen Probleme einer Gesellschaft werden durch solche Massnahmen nicht angegangen. Auch hier stellt sich die Frage: Wer profitiert von alldem? Niemand weiss, wie das IBM-System finanziert wurde und was das Ganze gekostet hat. Diese Informationen wurden niemals publiziert.

Glauben Sie wirklich, dass die grossen Technologie-Konzerne sich an gutgläubigen und willfährigen Stadtverwaltungen bereichern?

Es gibt in dieser Geschichte keine «Bad Guys». Die CEOs solcher Unternehmen kommen manchmal ans MIT, was mir die Gelegenheit gibt, mit ihnen zu sprechen. Natürlich wären sie glücklich, wenn ihre Technologien auch zu einer Verbesserung der sozialen Situation führen würden. Aber auch sie merken sehr schnell, wie schwierig es ist, im urbanen Chaos zu arbeiten, zum Beispiel das Vertrauen der Menschen zu gewinnen oder Korruptionsversuchen zu entgehen.

Ihre Kritik an «Smart City»-Konzepten erstaunt insofern, als Sie an einer Universität lehren, welche die weltbesten Ingenieure ausbildet. Forscherinnen und Forscher am MIT präsentieren praktisch täglich neue technologische Erfindungen.

Ja, ich lebe in einer Welt voller Erfinder und Gadgets. Aber brauche ich wirklich ein Internet 5.0, wenn 4.0 auch funktioniert? Wenn ich in einer der Megastädte des globalen Südens leben würde, dann wäre ich zufrieden wenn die Basics stimmen: Sicherheit, sauberes Wasser, keine Luftverschmutzung und die Möglichkeit, die wichtigsten öffentlichen Einrichtungen zu Fuss oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen.

Welche Stadt finden Sie persönlich «smart»?

Ich war soeben in Barcelona. Da hatte ich das Gefühl, dass die Stadt gut funktioniert, was den Einsatz von Sensortechnologien, die Organisation der Abfallentsorgung, die Beleuchtung, die Steuerung des öffentlichen Verkehrs betrifft. Barcelona scheint eine Stadt zu sein, die um die Leben und Erfahrungen der dort lebenden Menschen gebaut wurde. Genau das macht eine intelligente Stadt aus.

tageswoche.ch/+zwm89 ×

Kinoprogramm

Basel und Region
25. September bis 1. Oktober

ANZEIGEN

BASEL CAPITOL
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
  15.00/18.00/21.00 D
- **THE INTERN – MAN LERNT NIE AUS** [8/6 J]
  15.00/18.00/21.00 E/d/f

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **LIFE** [12/10 J]
  FR/SA/MO-MI: 12.15 E/d
- **HOW TO CHANGE THE WORLD** [12/10 J]
  12.30 Ov/d
- **PURA VIDA – QUER DURCH ECUADOR** [16/14 J]
  FR/SA/MO-MI: 12.45
  SO: 11.30 Ov/d
- **DIE DEMOKRATIE IST LOS!** [8/6 J]
  FR/SO-MI: 13.00 Dialekt/d/f
- **YOUTH** [14/12 J]
  13.15/15.30/18.00/20.30 E/d/f
- **OOOPS! DIE ARCHE IST WEG ...** [0/0 J]
  FR/SA/MO-MI: 14.15–SO: 12.30 D
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
  14.30/18.30 Ov/d/f
- **EL BOTÓN DE NÁCAR** [16/14 J]
  14.45/18.45 Sp/d
- **THE FAREWELL PARTY** [8/6 J]
  16.45/18.45/20.45
  FR/SO-MI: 14.45–SA: 15.00 Hebr/d
- **KNIGHT OF CUPS** [12/10 J]
  16.00 E/d
- **THE SECOND MOTHER** [16/14 J]
  16.15/20.15 Port/d/f
- **DIOR AND I** [6/4 J]
  16.45 E/F/d
- **ICH UND KAMINSKI** [12/10 J]
  18.30/21.00 D
- **AMY** [10/8 J]
  20.30 E/d
- **Opera – LE NOZZE DI FIGARO**
  SO: 11.00 Ov
- **OTHELLA DALLAS – WHAT IS LUCK?**
  SO: 11.00 E/d
  IM ANSCHLUSS GESPRÄCH MIT REGIE UND OTHELLA DALLAS. MODERATION: STEFF ROHRBACH.
- **OTHELLA DALLAS – WHAT IS LUCK?**
  SO: 14.15 E/d

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- **10 MILLIARDEN – WIE WERDEN WIR ALLE SATT?** [0/0 J]
  14.15/20.15 D
- **UNE JEUNESSE ALLEMANDE** [16/14 J]
  14.15/18.15 D/F/f/d
- **AMNESIA** [16/14 J]
  16.15 E/d
- **WILD WOMEN – GENTLE BEASTS** [6/4 J]
  16.30 Ov/d/f
- **GIOVANNI SEGANTINI – MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
  18.30 D
- **LA ISLA MINIMA** [16/14 J]
  20.30 Sp/d/f

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **SCHLAFKRANKHEIT** [14/12 J]
  FR: 21.00 D
- **MANHATTAN SHORT FILM FESTIVAL**
  SO: 20.00 Ov

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **MAZE RUNNER – DIE AUSERWÄHLTEN IN DER BRANDWÜSTE – 3D** [12/10 J]
  12.15/13.15/15.00/17.45/20.30–FR/SA: 23.15 D
  FR: 14.30–FR/SO/DI: 20.00
  SA/SO: 10.00–SA/MO/MI: 17.15 SA: 22.45–SO/DI: 14.45 E/d/f
- **THE TRANSPORTER REFUELED** [12/10 J]
  FR: 12.15/23.10
  SA/SO/MI: 13.00–SA: 22.45
  MO/DI: 12.45 D
- **STRAIGHT OUTTA COMPTON** [14/12 J]
  FR/MO/DI: 12.30–FR: 23.00
  SA/MO/MI: 20.00 D
  FR/SO/DI: 20.00–SA: 23.00 E/d/f
- **EVEREST** [12/10 J]
  FR-MO/MI: 12.45–DI: 14.15 D
- **EVEREST – 3D** [12/10 J]
  FR-MO/MI: 15.20–FR/SO: 18.00
  FR/SA/MO/MI: 20.30
  SA/SO: 10.15–SA: 23.00
  DI: 17.00 D
  FR: 23.00–SA/MO/MI: 18.00
  SO: 20.30–DI: 20.00 E/d/f
- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
  12.45/15.15/17.45/20.15
  FR/SA: 22.45–SA/SO: 10.15 D
- **RICKI – WIE FAMILIE SO IST** [8/6 J]
  12.45/17.45–SA/SO: 10.30 D
  FR/MO/DI: 15.30/17.45
  MI: 17.30 E/d/f
- **HITMAN: AGENT 47** [14/12 J]
  FR/MO/DI: 13.00–FR: 18.15
  SA/MI: 20.30–SO: 18.00
  DI: 15.10 D
- **MISSION: IMPOSSIBLE – ROGUE NATION** [12/10 J]
  15.00–FR/SO/MI: 20.00 D
  SA/MO: 20.00 E/d/f
- **SOUTHPAW** [14/12 J]
  FR-MO: 15.20–FR/SO/MO: 20.30
  FR/SA: 22.45–SA/SO: 10.30
  SA/MO/MI: 18.00–DI: 17.15
  MI: 15.25 D
- **THE VISIT** [14/12 J]
  16.00–FR/SO/DI: 18.15
  FR: 22.20–SA/SO: 11.15
  SA/MO/MI: 20.15 D
  FR/SO/DI: 20.15
  SA/MO/MI: 18.15–SA: 22.20 E/d/f
- **THE INTERN – MAN LERNT NIE AUS** [8/6 J]
  FR: 17.15/22.45
  SA/MO/MI: 14.45/20.00
  SO/DI: 17.30 E/d/f
  DI: 20.15 D
- **OOOPS! DIE ARCHE IST WEG ... – 3D** [0/0 J]
  SA/SO: 10.15–SA/SO/MI: 12.45 D
- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
  SA/SO: 11.30
  SA/SO/MI: 13.30/15.30
  SA/SO: 17.30 D
- **ROGER WATERS – THE WALL** [12/10 J]
  DI: 20.00 E

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **THE INTERN – MAN LERNT NIE AUS** [8/6 J]
  13.00/15.30/18.00/20.30
  FR/SA: 23.00 D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **EVEREST – 3D** [12/10 J]
  17.00/20.00
  FR/MO/DI: 14.00 E/d/f
- **MAZE RUNNER – DIE AUSERWÄHLTEN IN DER BRANDWÜSTE – 3D** [14/12 J]
  14.30/17.30/20.30 E/d/f
- **ALLES STEHT KOPF – 3D** [6/4 J]
  SA/SO/MI: 14.00 D

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **TRE FRATELLI** [12/10 J]
  FR: 18.30 I/e
- **LE CONSEGUENZE DELL'AMORE** [12/10 J]
  FR: 21.00 I/e
- **IL DIVO** [15/12 J]
  SA: 15.00 I/d/f
- **STILL THE WATER – FUTATSUME NO MADO** [16/16 J]
  SA: 17.15 Jap/d
- **LE JUGE ET L'ASSASSIN**
  SA: 19.45–MI: 18.30 F/e
- **MASQUES** [12/10 J]
  SA: 22.15–MO: 21.00 F/d
- **COUP DE TORCHON** [16/14 J]
  SO: 13.00 F/d
- **LA VIE ET RIEN D'AUTRE** [12/10 J]
  SO: 15.30 F/d
- **THIS MUST BE THE PLACE**
  SO: 18.00 E/d/f
- **NUOVO CINEMA PARADISO** [12/10 J]
  SO: 20.15 I/d/f
- **L'AMICO DI FAMIGLIA** [12/10 J]
  MO: 18.30 I/e
- **LA GRANDE BELLEZZA** [14/12 J]
  MI: 21.00 I/d/f

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- **EVEREST** [12/10 J]
  14.15/20.45 E/d/f
- **STRAIGHT OUTTA COMPTON** [14/12 J]
  17.15 E/d/f

FRICK MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
  FR-MO: 20.15–SA/SO: 17.30 D
- **ALLES STEHT KOPF** [6/4 J]
  SO: 11.00 D
  NAB FAMILY EVENT
- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
  SO: 15.00 D

LIESTAL ORIS
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

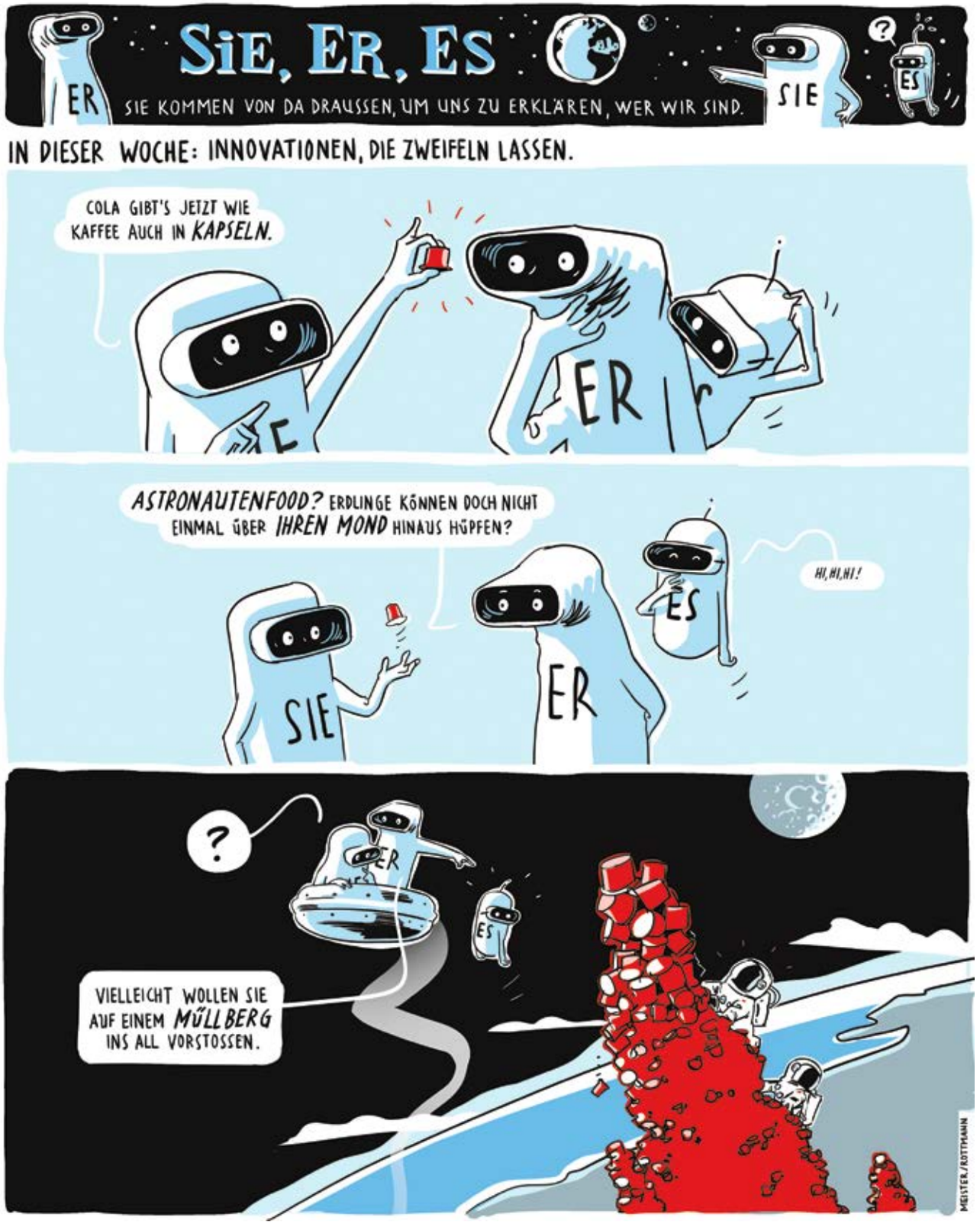
- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
  FR-SO/MI: 18.00/20.30
  SA/SO/MI: 13.30–MO/DI: 20.15 D
- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
  SA/SO: 16.00 D
- **MINIONS** [6/4 J]
  MI: 16.00 D
- **PURA VIDA – QUER DURCH ECUADOR** [16/14 J]
  SO: 11.00 D

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

- **ICH UND KAMINSKI** [12/10 J]
  FR/SA: 17.45–DI/MI: 20.15 D
- **YOUTH** [14/12 J]
  FR-MO: 20.15–DI/MI: 17.45 E/d
- **GIOVANNI SEGANTINI – MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
  SO: 11.00 D
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
  SO: 13.30 Ov/d
- **AMNESIA** [16/14 J]
  SO: 15.45 E/D/d
- **EL BOTÓN DE NÁCAR** [16/14 J]
  SO/MO: 18.00 Sp/d/f

SISSACH PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **WEGEN DACHSANIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN**



Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 39;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-beglaubigt, weitere Infos: tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

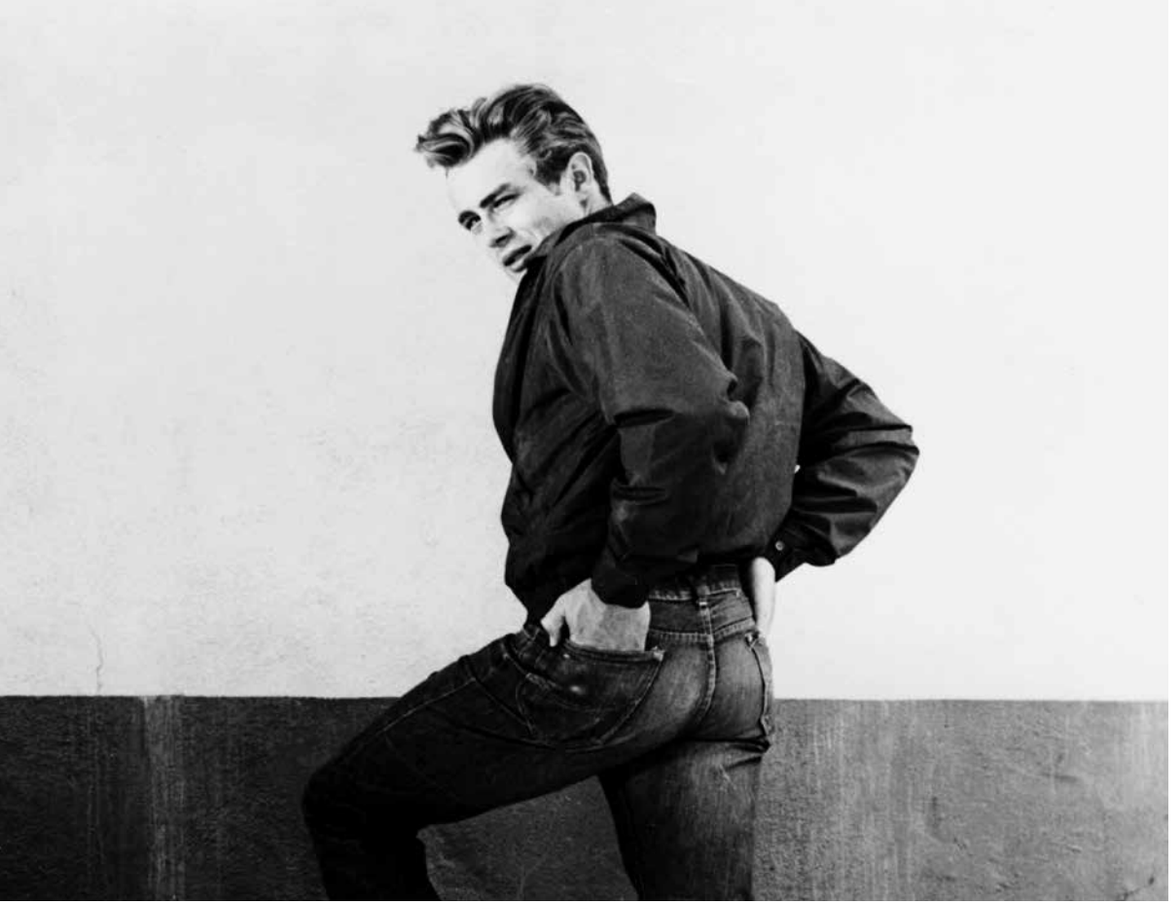
Die TagesWoche erscheint täglich online und jeweils am Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion/ Geschäftsleitung
Andreas Schwald (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig (Leiterin Redaktion), Amir Mustedanagić (Leiter Newsdesk), Reto Aschwanden (Leiter Produktion), Renato Beck, Antonia Brand (Praktikantin), Tino Bruni (Produzent), Yen Duong, Naomi Gregoris, Jonas Grieder (Multimedia-Redaktor), Christoph Kieslich, Marc Krebs, Felix Michel, Hannes Nüsseler (Produzent), Matthias Oppliger, Jeremias Schulthess, Dominique Spirgi, Samuel Waldis
Redaktionsassistenz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann, Daniel Holliger

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos, Chiara Paganetti, Irene Schubiger, Martin Stohler, Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch

Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij, Hana Spada,
Tel. 061 561 61 50
Unterstützen Sie unsere Arbeit mit einem Jahresbeitrag
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel



Posieren für die Ewigkeit: James Dean. FOTO: FLOYD MC CARTY

Kultwerk #199

Vor 60 Jahren starb James Dean hinter dem Steuer seines Rennautos. Jetzt kehrt er auf die Kinoleinwand zurück.

Rebell ohne Limit

von Andreas Schneitter

Am 17. September 1955, zwei Wochen vor seinem Tod, trat James Dean während einer Drehpause zum Film «Giganten» in einem zweiminütigen Werbespot für Verkehrssicherheit auf. Dean stellte auch in diesem Kurzauftritt die Attribute jener Rolle zur Schau, die ihn überlebten: lässig die Zigarette im Mundwinkel, die Stirn ironisch in Falten gelegt. Und eine Sprache und Körperhaltung, die signalisierten, dass er sich nicht um den Eindruck kümmerte, den er auf andere machte.

James Dean, damals 24 Jahre alt, war zu diesem Zeitpunkt der aufstrebende Star von Hollywood, der sein rebellisches, für US-Jugendliche der «Silent Generation» besonders attraktives Image vor allem «Rebel Without A Cause» verdankte. Der Film wurde im deutschen Sprachraum unter dem Bibelzitat «... denn sie wissen nicht, was sie tun» veröffentlicht, und beide Titel drücken das Lebensgefühl jener Generation aus, die zu spät geboren war, um aktiv am grossen Krieg gegen die Nazi-Diktatur teilgenommen zu haben, jedoch bereits zu alt, um im Geist von «68» sozialisiert zu werden.

Dean spielte darin den Jugendlichen Jim Stark, der aus einer zerrütteten Mittelschichtsfamilie stammt, durch Trunkenheit in der Öffentlichkeit auffällt und sich unter Gleichaltrigen mit einer Mutprobe Respekt verschaffen will. Stark und sein Kontrahent, der Chef einer Rowdy-Gang, rasen nebeneinander in einem Auto auf einen Abgrund zu. Verlierer ist, wer zuerst aus dem Auto springt. Jim Stark springt als Erster raus – und ist doch der Gewinner. Sein Gegner schafft den Absprung nicht rechtzeitig, weil dessen Jackenärmel in der Wagentür hängen bleibt.

Rasen bis an die Schmerzgrenze – bereits in «Jenseits von Eden» eignete sich Dean die Attribute des jungen, unangepassten Mannes an, der sich vital gegen den Vater sperrte. «Rebel Without A Cause» weitete die Konfrontation zu einem Generationenkonflikt aus, in dem sich eine nach Orientierung und Sinntiefe gierende Jugend vom zufriedenen Materialismus ihrer Eltern abgrenzte. Sinnbild waren die zahlreichen schicken Autos: Die Eltern schafften sie als Statussymbol einer kaufkräftigen Mittelschicht an, die Söhne nutzten sie als Vehikel ihres Freiheitsdrangs.

Passionierter Rennfahrer

Auch privat war der Leinwandrebell schnellen Schlitten nicht abgeneigt. In einem silberfarbenen Porsche fuhr er am 30. September 1955 auf dem kalifornischen Highway 466 mit seinem Mechaniker eine letzte Probefahrt für ein Rennen am nächsten Tag. Der Abend dämmerte bereits, als Deans Porsche an einer Kreuzung in ein anderes, unvermittelt nach links abbiegendes Auto krachte. Dessen Fahrer kam mit einem Schock davon, Deans Mechaniker brach sich die Beine. James Dean starb hinter dem Steuer.

Sofort wurde sein Unfalltod, parallel zum Leinwanddrama, als Raserunglück interpretiert. Dean fuhr zwar trotz hereinbrechender Dunkelheit ohne Licht, jedoch deutlich unter der Höchstgeschwindigkeit. Es war der Lenker auf der Gegenfahrbahn, der den Crash verursachte.

«Ich fahre sehr vorsichtig auf öffentlichen Strassen und sehe keinen Anlass, dort zu rasen», antwortete Dean im Werbefilm zur Strassensicherheit. Und gab am Schluss den Zuschauern einen Tipp mit auf den Weg, der sich wie eine dunkle Prophezeiung anhört: «Fahrt gelassen. Das Leben, das ihr damit verschont, könnte meins sein.» Zwei Wochen später war James Dean tot.

Als Legende kehrt er in diesem Jahr zurück auf die Leinwand: Der Fotograf und Regisseur Anton Corbijn folgt in seinem neusten Film «Life» der Beziehung zwischen Dean und dem jungen, ehrgeizigen Fotografen Dennis Stock, der während einer Arbeit für das Magazin «Life» das ikonische Potenzial des jungen, aufstrebenden Schauspielers erkannte.

Auf Stocks berühmtestem Foto steht James Dean mit hochgeschlagenem Kragen auf dem verregneten New Yorker Times Square, die Zigarette im Mundwinkel, ein selten zu sehendes Lächeln im Gesicht des jungen Mannes, das den widrigen Umständen trotzt. Dem Regen. Und den Zeiten.

tageswoche.ch/+cnrj6 ×

«Life» von Anton Corbijn läuft im Basler Kino Atelier.

Wochenendlich in Basel

Basel hat einen neuen Stadtführer. Wir haben eine Route daraus unter unsere Füsse genommen.

Als Tourist in der eigenen Stadt

von Tino Bruni

Es fühlt sich schon etwas eigenartig an. Als Ausgangspunkt für einen Spaziergang ist mir der Margarethenpark an und für sich vertraut. Doch jetzt blättere ich in einem Buch, damit der richtige Einstieg in unsere heutige Route gelingt – ich fühle mich wie ein Tourist in meiner eigenen Stadt. In meinen Händen halte ich den brandneuen Stadtführer «Wandern in der Stadt Basel». Wir haben uns für den Teilabschnitt einer 11-Stunden-Runde um Basel entschieden, der beim Birskopf enden soll. Dauer: 2 h 45.

Dass der Wasserturm unser erstes Zwischenziel sein soll, hätten wir uns denken können. Doch wie wenn man nach Rezeptbuch kocht, begleitet uns mit dem Stadtführer zu Beginn stets das Gefühl, wir könnten etwas falsch machen. Deshalb müssen wir unser Geplauder immer wieder unterbrechen. Haben wir die Abzweigung in die Arbedostrasse bereits verpasst?

Haben wir natürlich. Also wieder zurück. Für einen Augenblick wünsche ich mir einen Stadtführer herbei, der sich an meinem überaus geschätzten Kochbuch «Die echte Landküche» ein Vorbild nimmt und so wunderbare Anweisungen gibt wie: «Einen kräftigen Schluck Rotwein dazugiessen», «eine Handvoll Kräuter aus dem Garten beigeben» oder halt einfach «zum Wasserturm hochgehen».

Wir beschliessen also, die Wegangaben fortan eher als Inspiration zu lesen und weniger als zwingend zu befolgende Anweisungen. In anderen Worten: Wir wandern so, wie wir eine Spaghetti-Sauce kochen würden. Von da an verläuft unsere Wanderung und Plauderei ruckelfrei. Wir passieren die Felder auf dem Predigerhof und biegen dann in Richtung Reinacherstrasse ein, wo uns jäh die, nun ja, nennen wir es Ästhetik der Übergangszone zwischen Münchenstein und Basel mit einem McDonald's Drive-In empfängt.

In der Tat ein «drastischer Kontrast»: Eben noch haben wir das Panorama auf dem Predigerhof bestaunt und uns gefragt, warum wir, wenn wir im Ausland jemand kennenlernen, gerne behaupten, Basel sei ganz unschweizerisch und überhaupt nicht von Bergen umgeben. Und im nächsten Moment befinden wir uns schon auf der Reinacherstrasse, wo eine Blechlawine rollt und man vergisst, wie nahe jene anderen Stadtlandschaften doch sind.

Die Gedanken wandern lassen

Der nächste Streckenabschnitt bis zum St.-Jakob-Park gehört denn auch nicht zu den Höhepunkten unserer Tour. Aber wenn man zuletzt nicht oft auf dem Dreispitz-Areal gewesen ist, sind die Wandlungen vor Ort doch beeindruckend. Trotzdem sind wir froh, als wir an der Birs ankommen und erstmals etwas anderes als Asphalt unter die Füsse bekommen.

Nach ziemlich exakt 2 Stunden und 45 Minuten setzen wir uns zum Abschluss kurz vor dem Birskopf auf ein Bänklein und lassen unsere Wanderung Revue passieren, indem wir Freddy Widmers ausführlichen Beschrieb derselben nachlesen. Was für ein Genuss!

Seine Sätze sind oft nur um weniges kürzer als seine Wandervorschläge. Aber mit einer Leichtigkeit geschrieben, dass wir unbedingt wissen wollen, welche Rückschlüsse er von den wohlgenährten Katzen auf dem Bruderholz auf die Menschen dort zieht. Oder wie der Dreispitz vom einstigen «Schlupfwinkel für Vaganten» zum «pulsierenden Stadtteil» und einem «der wenigen Felder» geworden ist, «auf denen die Zusammenarbeit zwischen BS und BL wirklich zügig funktioniert».

Überhaupt kommt es uns so vor, als hätten wir durch die Lektüre nochmals eine zweite Wanderung gemacht. Eine, die uns mal mit einer «Zeitmaschine» in die Geschichte der Familie Merian führt oder mit einem «Seitenblick» in die Muttenzer Kurve, die sich seit der «Schande von Basel» im Mai 2006 so stark gewandelt habe, dass sie heute «das schönste (unausgesprochene) Kompliment» verdiene: «Die anderen Schweizer Spitzenvereine wünschten sich wohl, sie hätten auch so eine.»

Wieder zu Hause, sind wir erschöpft, aber auch zufrieden mit unserer kontrastreichen Wanderung. Auch wenn wir uns mit dem Stadtführer zu Beginn etwas schwer getan haben, hat er uns doch einen schönen Tag beschert. Und einen nicht minder gemütlichen Abend. Im Unterschied zu einem Wochenende in den Bergen mussten wir uns nicht um die Reservation eines Hotels oder Tischs kümmern.

Wir werden im eigenen Bett schlafen und essen auf dem eigenen Sitzplatz Steaks. Ein Rezept dazu benötigen wir nicht. So etwas nehmen wir wohl erst wieder bei der nächsten Stadtwanderung in die Hand.

tageswoche.ch/+ir4t4 ×

«Wandern in der Stadt Basel», Rotpunktverlag, 304 Seiten, 39.90 Franken.

An der Birs gibts endlich eine andere Unterlage als Asphalt. FOTO: TINO BRUNI

Fäuste, Fahnen und Werkzeug: Wahlplakat der BGP von 1922. FOTO: PLAKATSAMMLUNG SFG

Zeitmaschine

Das gute alte Wahlplakat hat ausgedient. An seiner Stelle kursiert das neue schlechte auf allen digitalen Kanälen.

Eine Schwäche fürs Lächeln

von Hans-Jörg Walter

An keinem anderen Ort wird in Basel derzeit so viel gelächelt wie auf den Wahlplakaten. Um unsere Stimme zu ergattern, wurde fleissig geschminkt, gestylt und gephotoshopt. Parteifarbe drauf, Logo gross, die Botschaft fett, eingängig (frei bleiben), simpel (in den Nationalrat) oder halblustig (antigrau).

Obwohl das Plakat stetig an Bedeutung verliert, wird es von den Parteistrategen im Medienmix sehr bewusst eingesetzt. Denn auch wenn es dem Plakat kaum gelingt, Einfluss darauf zu nehmen, wen die Wähler auf ihre Zettel schreiben, so bringt es diese immerhin dazu, daran zu denken: Das Kuvert muss bald auf die Post.

«Fleischkäse montieren» heisst es im Fachjargon, wenn die Kreativen in den Werbeagenturen Wahlplakate gestalten. Da müssen hautfarbige Gesichter, manchmal glänzend (Anita Fetz, SP), mit Weichzeichner fotografiert (Grünliberale) oder gar ungeschminkt und freigestellt (Sebastian Frehner, SVP) arrangiert werden. Auch der Hintergrund ist wichtig: Bürgerliche wählen am liebsten ein Bürogebäude mit Glasfassade, eine unscharfe Stadt bei Abenddämmerung à la Late Night Show (LDP) oder etwas mit inländischer Natur. Dann noch irgendwo die Lettern B-I-S-H-E-R fett draufpappen – und fertig.

Mehr Mühe in ein Plakat stecken riecht ja auch nach Zeitverschwendung. Wer schaut denn noch zu den Wahlplakaten hoch, wo unser aller Blick unentwegt auf dem Smartphone-Bildschirm klebt?

Gut, etwas Aufwand lohnt sich halt doch noch. Immerhin kann «montierter Fleischkäse» auch auf Facebook & Co. eine Duftmarke setzen. Und was für eine! Dort lässt sich endlich der «Impact» vernünftig messen. Online macht es sofort klick, wenn die Zielgruppe auf ein Banner oder ein Kandidatenfilmchen anspringt.

Werbung statt Propaganda

Schaut man alte Wahlplakate aus dem frühen 20. Jahrhundert an, fällt vor allem eines auf: Es fehlten Gesichter. Dafür waren Parolen und Namen auf einfache Art und Weise gesetzt. Man kann davon ausgehen, dass damals noch kein erbarmungsloser Kampf um Aufmerksamkeit herrschte. Zwar gab es durchaus Reklame, aber nicht an jedem denkbaren Plätzchen. Vielleicht interessierte sich das Publikum damals noch mehr für Botschaften.

Wie dem auch sei: Die Plakate waren damals noch Propaganda und weniger Werbung. Und sie hingen über einer viel einfacher gegliederten politischen Landschaft: Faschisten versus Kommunisten. Alles schön gestaltet und mit Liebe zubereitet. Und das zog. Man arbeitete mit den Symbolen der Zeit: Fäuste, Fahnen, rote Farben auf der einen Seite – Ungeziefer, Ratten und anderes Getier mit üblem Image auf der anderen. Der Kreativität waren keine Grenzen gesetzt.

In den Sechzigerjahren war damit Schluss. Die Werbestrategen setzten jetzt auf Schlagworte wie: «Emotionalisierung einer Botschaft» oder «Aufbau der Identifikationsfiguren». Also mussten die Kandidaten aufs grosse Papier. Als netter Nachbar, als netter Schwiegersohn oder – wenn man in Gottes Namen nun mal ganz und gar unmöglich aussieht – als die uns alle rettende Vaterfigur.

Vor lauter lächelnden Fratzen mögen Sie sich jetzt gelegentlich die guten alten Plakatzeiten herbeisehnen. Doch melancholisch zu werden brauchen Sie deswegen nicht. Es gibt Hoffnung! Freuen Sie sich einfach auf die nächsten Abstimmungen. Für deren Kampagnen setzen die Werbegrafiker nämlich nach wie vor auf gutes altes Handwerk. Und nur selten auf Köpfchen.

tageswoche.ch/+roldy ×

orientteppiche-stefan.ch

Orientteppiche St. Alban-Vorstadt

ORIENTTEPPICH FACHGESCHÄFT MIT EIGENEM ATELIER

St.Alban-Vorstadt 66 · 4052 Basel

Anruf Genügt! **Kostenlose Beratung!**

TEL.: 061 271 16 96 **Natel: 076 422 99 48**

TEPPICH HANDWASCHAKTION

-35% auf Teppichreinigung

Sonderaktion
von Freitag 25.09.
bis Dienstag 29.09.
(auch am Sonntag geöffnet)

Kostenloser Abhol- und Bringservice!

Anruf genügt:

061 271 16 96

- Beseitigung von Feuer- und Wasserschäden Entfärbung!
- Restauration alter und antiker Stücke
- Verkleinerung von Teppichen
- Wir erstellen Gutachten für Versicherungen

Wäsche & Fleckenentfernung
auf pflanzlicher Basis ohne Farbverluste.

Motten-bekämpfung und spezielle Rückfettung

Wir garantieren Ihnen die fachgerechte Durchführung aller Arbeiten.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche 061 561 61 61

ANZEIGE

Basel: Garage Keigel, Hochstrasse im Gundeli, 061 565 11 11 – **Basel: Madörin + Pellmont AG, Gotthelf-Garage,** 061 308 90 40 – **Bubendorf: Auto Recher AG,** 061 951 22 66 – **Füllinsdorf: Garage Keigel,** 061 565 12 20 – **Itingen: Ritter Automobile AG,** 061 971 60 60 – **Muttenz: Garage Stocker,** 061 461 09 11 – **Nunningen: Garage Erich Hänggi,** 061 791 09 11 – **Oberwil: Garage Keigel,** 061 565 12 14 – **Ormalingen: Garage Ernst Buser AG,** 061 985 87 87 – **Reinach: Birseck Garage,** 061 711 15 45 – **Sissach: Hediger Automobile AG,** 061 971 29 10 – **Zwingen: Garage Keigel,** 061 565 12 22 www.renault.ch

* 0% Leasing: Nominalzinssatz 0% (0% effektiver Jahreszins), Vertrag von 12–36 Mt., Ratenversicherung inklusive. Beispiel: Kadjar Life TCe 130, 1 197 cm^3, 5,8 l/100 km, 130 g CO_2/km, Energieeffizienz-Kategorie D, Katalogpreis Fr. 24 900.– abzüglich Euro-Bonus Fr. 3 000.– abzüglich Eintauschprämie Fr. 2 500.– = Fr. 19 400.–, Anzahlung Fr. 0.–, Restwert Fr. 9 322.–, 10 000 km/Jahr, 36 x Fr. 369.– (inkl. MwSt.). Oblig. Vollkasko nicht inbegriffen. Finanzierung durch RCI Finance SA (unter Vorbehalt einer Bonitätsprüfung). Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Durchschnittliche CO_2-Emissionen aller in der Schweiz verkauften Neuwagen 144 g/km. Angebote gültig für Privatkunden auf Personenwagen bis 30.09.15.